



**Illustriertes Familienblatt.** — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

**Ein Mann.**

Roman von Hermann Heiberg.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

In seinem schönen Haus am Schwanenweg in Kiel saß der Kaufmann John Ericius und sah die eingegangene Morgenpost durch. Der Gehilfe, der sie ihm überbracht hatte, stand an der Thür, seiner Befehle harrend. Er mußte die Briefe, nachdem der Geschäftsherr sie eröffnet, gelesen und mit den ihm nothwendig scheinenden Bemerkungen versehen hatte, in das am Hofen gelegene Comptoir der Firma bringen, wo sie die weitere, geschäftsmäßige Erledigung fanden. So geschah es jeden Tag.

Nur die kitzelnde Feder des Alten unterbrach die lautlose Stille. Etwas Athembeschwerendes durchwehte den Raum, gefördert durch die schweren Möbel und dichten Vorhänge, die übergroße Ordnung und die gleichsam starrköpfige Gediegenheit aller vorhandenen Gegenstände.

In dem breiten Gesicht des Schreibenden mit dem runden, eigensinnigen Rinn und den kalten, den Dingen auf den Grund gehenden Augen war nur der Verstand ausgeprägt. In dieser Stunde war er der ausschließliche Herrscher, dem sich alles, was etwa von weicheren Gemüthsregungen in der Brust des Mannes schlummern mochte, bedingungslos unterordnete.

John Ericius war der reichste Mann in Kiel, wohl einer der reichsten

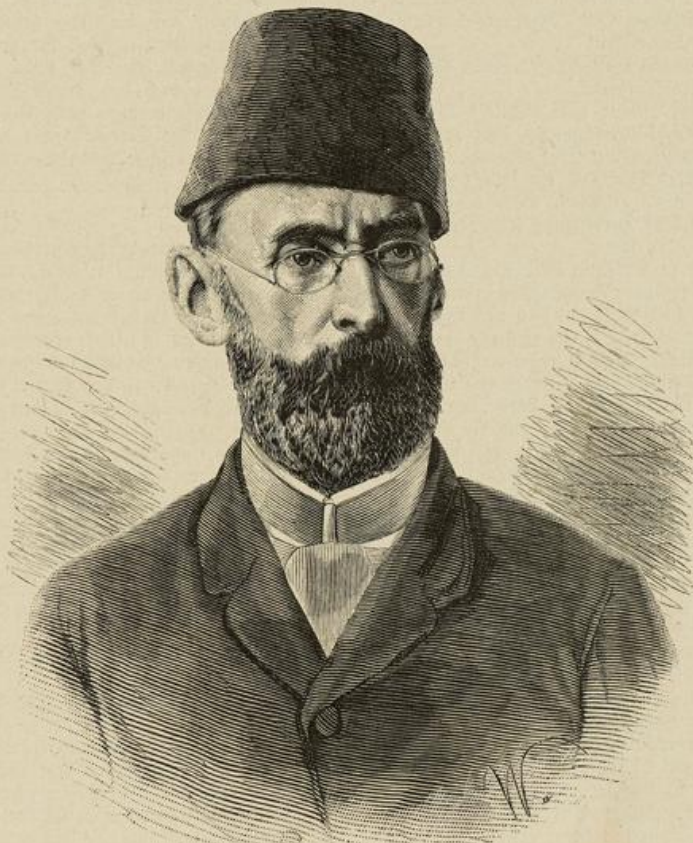
im ganzen Norden. Sein Vermögen konnte sich mit dem der Millionäre messen, die in Hamburg ihre Privatpaläste an der Mster und Elbe besaßen. Er war auch Mitglied des Magistrats, Vorsitzender einer großen Anzahl von Vereinen und machte ein großes und vielbeneidetes Haus.

Aber so lebenswürdig er als Wirth sein konnte, so kurz und bündig zeigte er sich im Geschäftsverkehr.

„Ich will das und das von Dir, dafür bezahle ich Dich. Thust Du dagegen Deine Pflicht, so giebt's zwar keine artigen Miene und kein Lob, aber Du hast die Anwartschaft, bei mir vorwärts zu kommen. Bist Du aber eine taube Muß, so werfe ich Dich einfach weg!“ So lauteten seine Grundsätze.

„Hier, Kates!“ rief an dem heutigen Tage Herr Ericius, erhob das starrköpfige Haupt mit den strengen Zügen, schob die durchgesehenen Briefe in die Mappe und hielt sie dem eifertig sich nähernden jungen Mann hin. „Wenn Herr Richard Tromholt heut vormittag ins Comptoir kommt, lasse ich ihn bitten, sich sofort hierher zu begeben. Es war verabredet, daß ich um elf Uhr im Bureau am Hofen sein sollte, und daß wir uns dort sprechen wollten. Ich wünsche ihn aber hier zu empfangen. Verstanden?“

Der Gehilfe entfernte sich, und John Ericius



Emin Pascha.

Nach der neuesten Aufnahme in Sansibar.

vertieft sich wieder in seine Geschäfte, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schienen.

Er hatte sich vor nunmehr zwanzig Jahren mit einer Dame aus altem Adelsgeschlecht verheirathet, die ihn, den älteren Mann, nicht nur um seines schon damals bedeutenden Vermögens willen, sondern aus wirklicher Neigung den vielen andern Bewerbern, die ihre eigenartige Schönheit anlockte, vorgezogen hatte, und noch heute in ihrem vierzigsten Jahr war Frau Susanne Ericius, geborene Gräfin von Tolk, eine Erscheinung, deren Anblick Männerherzen in eine unruhige Bewegung zu versetzen imstande war.

Von den beiden Töchtern, die dieser Ehe entsprossen, war die ältere, Susanne, äußerlich das verjüngte Ebenbild der Mutter, die jüngere, Dina, noch ein halbes Kind, in dem sich Schönheit und Anmuth knospend zu regen begannen.

Der vielbeschäftigte Kaufmann hatte für die Erziehung seiner Kinder wenig Zeit übrig, ja er, der kurz und gemessen in seinen Geschäftsräumen schaltete, vor dessen Strenge die Angestellten zitterten, war im häuslichen Verkehr von einer gewissen Schwäche gegen die Wünsche und Launen seiner Kinder, deren Erziehung im übrigen von der Mutter musterhaft geleitet wurde, nicht ganz freizusprechen. Insbesondere kam diese Nachgiebigkeit Susannen gegenüber in einer für die Entwicklung dieses außerordentlich selbständig angelegten Charakters nicht vortheilhaften Weise zur Geltung. Aber eben die Eigenschaften, die sie von ihm selbst geerbt hatte, und denen er so große Erfolge verdankte, machten sie zu seinem Liebling, den zu verwöhnen ihm eine förmliche Erholung war. Es gab keinen Wunsch, den er ihr nicht erfüllte, keine Absonderlichkeit, die er an ihr nicht entschuldigte, sogar gut fand, und die männliche Entschiedenheit ihres Wesens, weder durch bittere Erfahrungen noch durch die reifere Ueberlegung des Alters gelenkt und gebändigt, neigte nur zu sehr zum Mißergewöhnlichen; ein Ueberfluß von Kraftgefühl, dem der enge Kreis von anregender Geselligkeit und häuslicher Beschäftigung lange nicht genügt, machte sich in allerlei Vergnügungen nach Männerart, in Reiten, Fahren, Segeln und Jagen Luft. Besonders den letzteren Sport betrieb Susanne mit Leidenschaft.

Ein Stündchen nach Kattofs Entfernung meldete der Diener den Ingenieur Herrn Richard Tromholt.

„Ah, Sie! Schon da? Ganz gut! Bitte!“ stieß John Ericius ohne besondere Höflichkeitsbezeugungen kurz heraus und wies, fast ein wenig herablassend den Kopf neigend, auf einen Stuhl. Aber ehe noch Richard Tromholt, ein junger Mann von vornehmer Haltung und ernst, geschickten Gesichtszügen, feiner artigen, wenn auch etwas steifen Verbeugung irgend was hinzufügen konnte, fuhr John Ericius fort:

„Ich bat Sie, hierher zu kommen, Herr Tromholt, da ich wegen einer unerwarteten geschäftlichen Veranlassung in einer Stunde verreisen muß und mir die Zeit durch das Hin und Her zu sehr verkürzen würde. Ich bleibe mehrere Tage, vielleicht eine Woche fort, möchte aber nicht, daß Sie Ihre Abreise verschieben. Ich denke, wir sind ja auch mit allem so weit in Ordnung. Es würden nur noch zwei Punkte zu erörtern sein: die Länge der Zeit, zu der wir uns gegenseitig verpflichten wollen, und die Gewinntheiligung, die Ihnen nach Ihrem Schreiben“ — hier suchte John Ericius etwas hastig in den Papieren herum, die auf dem Tische lagen, und überflog das bald gefundene Schriftstück — „nicht hoch genug erscheint. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, — oder halt — lesen wir noch einmal den Aufstellungsvertrag durch! — Also Paragraph eins —“

Bei der geschäftlichen Verhandlung, die nun zwischen den beiden begann, handelte es sich um einen weitläufigen Gutsbesitz, den Herr Ericius seit längerer Zeit an den Grenzen Nordschleswigs erworben hatte, und dessen Leitung zum Zweck einer großartigen Ausdehnung er dem ihm von den verschiedensten Seiten empfohlenen Mann anzuvertrauen gefonnen war.

Zu dem Besitz, der den Gesamtnamen „Linsforden“ führte, gehörten außer dem gleichnamigen Hauptgute das von großen Torfmooren umgebene Vorwerk „Trollheide“, ferner verschiedene Seen und ein ausgedehntes Waldgebiet. Auf Trollheide war die Torfstecherei fabrikmäßig in größtem Stil geplant. Die Seen sollten nach einem neuen System trocken gelegt und in den Forsten Holzschneidereien eingerichtet werden, alles nach den Vorschlägen des Herrn Richard Tromholt und den von ihm ausgearbeiteten Plänen. Auch sollte dieser mit dem Titel eines

Direktors die Oberleitung der ganzen unter dem Namen „Ericiusche Werke in Linsforden“ ins Handelsregister eingetragenen Anlage übernehmen.

Das alles war längst besprochen und führte zu keinen weiteren Erörterungen. Anders war es mit den Gehaltsbedingungen und dem Gewinnantheil des neuen Direktors, worüber sich, da die beiden Herren doch etwas verschiedene Standpunkte vertraten, eine längere und von seiten des Herrn Ericius etwas schroff und heftig geführte Verhandlung entspann. Die Ruhe und Festigkeit, mit welcher der junge Ingenieur seine Sache vertrat, ohne sich durch die oft beinahe verlegende Schroffheit des Kaufmanns im geringsten beirren zu lassen, machten nicht weniger Eindruck auf Ericius als die umfassenden geschäftlichen Kenntnisse, die er bei der Begründung seiner Ansprüche an den Tag legte.

„Das ist mein Mann,“ dachte Ericius vergnügt bei sich, allein es war nicht seine Art, so rasch nachzugeben und seine Zufriedenheit merken zu lassen. Immer wieder suchte er die Gründe Tromholts zu bekämpfen und zu erschüttern, endlich jedoch mußte er sich überzeugen, daß er in ihm seinen Mann gefunden habe. Man stand eben im Begriffe, eine vollständige Einigung zu erzielen, als die Verhandlungen plötzlich unterbrochen wurden.

Die Thür zu dem Geschäftszimmer wurde stürmisch geöffnet, und auf die herrliche Frage des Kaufmanns: „Wer stört uns? Ich bin für niemand zu sprechen!“ antwortete eine fröhlich unbefangene Stimme: „Ich, Papa, ich!“ und ins Zimmer trat hastigen Schrittes, und ohne sich um das Verbot zu kümmern, Fräulein Susanne Ericius. Eine Jagdflinte in der Hand, das Haar in Unordnung, die Wangen geröthet und die Augen blühend, war sie eine padende Erscheinung und weckte in Richard Tromholt ein unruhig heißes, ihm bisher unbekanntes Gefühl von Interesse und Bewunderung. Eine leichte Röthe überflog auch Susannens schönes Gesicht bei dem Anblick des Fremden, aber in demselben Augenblick — war es Verlegenheit oder Achtlosigkeit — entglitt die Flinte ihrer Hand. Rasch sprang Tromholt hinzu, um die Waffe mit den Händen aufzufangen — jedoch im Nu entlud sich durch einen nicht aufgeklärten Zufall der noch im Lauf stehende Schuß und traf Tromholt, der sich unter einem schier wahnwitzigen Schmerzschrei nach den Augen griff, ins Angesicht. Markerschütternde Töne drangen durch das Haus und vermischten sich mit den Lauten des Schreckens aus dem Munde Susannens und ihres entsetzt emporrinnelnden Vaters.

## 2.

Die Abendsonne durchglühte die Heide, über die zwei Personen, ein Mann und eine Frau, langsam dahinschritten. Der Horizont brannte in einem düster rothen Licht, das von der gegen den Abendhimmeln kämpfenden Helle des früh am Himmel aufgestiegenen Mondes in fellsam ergreifender Schönheit abfiel. Mit seinem metallischen Glanze durchleuchtete er die Gegend, soweit das Auge reichte: die Felder, Moore, Wiesen und endlos langen Heidestreden, die, gleichsam in stummer Schwermuth versunken, dalagen.

Nun zog eine Schar Krähen durch die Luft gen Westen, um bald hinter einem mit langen, kahlen Stämmen emporstrebenden Walde zu verschwinden. Eine traumhafte Stille ringsum, bis plötzlich auf einer neben dem Heidewege liegenden, von Knicken einsam und dunkel eingeschlossenen Wiese ein fohlschwarzer Hund ein lautes Gebell erhob und wie toll einem unsichtbaren Gegenstande nachjagte. Und dann ein lauter, die Abendruhe unheimlich unterbrechender schriller Pfiff. Das Thier hielt in seinem Lauf inne, spigte die Ohren und verharrete unerschütterlich.

„Pfeife noch einmal, Richard!“ ließ sich die Stimme einer Frau vernehmen.

Der Mann an ihrer Seite that, wie sie wünschte. Der Hund aber setzte sich, statt dem Rufe zu folgen, von neuem in Bewegung und verschwand wie ein immer kleiner werdender dunkler Schatten in der Gegend des Gehöftes, zu dem auch die beiden Spaziergänger, Richard Tromholt und seine Schwester, ihre Schritte lenkten.

Ueber dem Abhang einer hell beleuchteten Wiese erhoben sich auf weißhandigem Grunde schlankgewachsene, düstere Tannen, die wie drohende Wächter vor der hinter dem Gehöft nach Westen sich ausdehnenden, endlosen Torfheide emporragten, und etwas weiter zur Linken — ein Vorwurf für einen Maler — spielte eben

das Mondlicht auf einer Moortache mit stahlweißen, unbewegten Lichtern.

Nach einer viertelstündigen Wanderung gelangten die Fußgänger an einen allmählich aufsteigenden Weg. Als sie die Höhe erreicht hatten, hemmte nichts mehr die weite Fernsicht. Sie blieben, unwillkürlich gebannt von dem Eindruck, der sich ihnen bot, stehen und ließen die Augen umherschweifen.

Vor ihnen ein Thalgrund, zur Linken endlose Flächen, die mit Hunderttausenden dem Boden abgewonnener Torfabrischnitte bedeckt waren. Durch diese Moorflächen zogen sich zahllose, mit Wasser angefüllte Gräben und von dem Monde beschienene, kleine, glitzernde Seen, die sich von der schwarzen Erdfarbe schroff abzeichneten. Einzelnes verkümmertes Gesträuch tauchte hier und dort auf; daneben aber, und so weit das Auge reichte, sah man nur mit Heidekraut besetzten, noch der Bearbeitung wartenden Moorgrund.

Im Thal zur Rechten lag, umgeben von beackerten, grauen, braunen und violett schimmernden Aekern und vom Herbst noch wenig berührten Wiesen, der Gutshof Trollheide, dessen weiß angestrichenes Hauptgebäude unter schwarzen Tannen, dunklen Buchen und Eichen geisterhaft hervorschauete.

In weitem Umkreise nach Nord, Süd, Ost und West war's neben einigen Bauernfaten die einzige menschliche Ansiedelung.

Weit ab von der großen, belebten Welt befand sich dieses zu Limforden gehörige Gutchen mit seinen Moorstrichen, und Monate konnten vergehen, bevor einmal ein fremder Mensch in die Gegend kam. Das Hauptgut Limforden lag fast eine halbe Tagereise entfernt von Trollheide und war dagegen von einer strotzenden Fruchtbarkeit. Herrliche Wiesen, Acker, Waldungen und Seen wechselten miteinander ab, und die Austrocknung dieser letzteren hatte Richard Tromholt vor nun fast drei Jahren auf Grund seines Vertrages mit Ericus in Angriff genommen.

Seit sechs Wochen befand sich der Direktor auf Trollheide, um nach dem Rechten zu sehen und für die unter Aufsicht eines bewährten Beamten stehenden Torfstecharbeiten neue zweckmäßige Anordnungen zu treffen.

Der Direktor nahm seinen Aufenthalt das Jahr über theils hier, theils auf Limforden. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war er unausgesetzt thätig und hatte während der drei Jahre nicht ein einziges Mal den Ort seines Schaffens länger als auf wenige Tage verlassen. Nie wichen Ernst, Ruhe und Besonnenheit von ihm, obgleich fast kein Tag verging, an dem nicht unter den nach vielen Hunderten zählenden Arbeitern eine Widerwärtigkeit zu schlichten war.

Arbeit, nur Arbeit! Und nach der Arbeit ein einsames Ausruhen bis zum wiederbeginneuden Tageslicht.

Wohl mancher wäre in dieser freudlosen, fast jeder geistigen Anregung entbehrenden Abgeschlossenheit zum schwermüthigen Grübeln geworden, aber Tromholt besaß einen Willen, der alles überwand.

Nicht einmal seine Schwester Bianca von Gunnar hatte er gerufen. Sie aber war gekommen, weil sie fühlte, daß er nur aus Rücksicht eine Einladung an sie unterlassen habe.

Endlich gelangten die Geschwister durch ein weitgeöffnetes, eisernes Gitterthor auf den Gutshof. Der Weg dahin führte durch Wiesen, der Hof war umgeben von einem reichen, kunstvoll gearbeiteten Gitter, und bevor man an das unter den hohen Parkbäumen hervorragende Herrenhaus gelangte, schritt man durch zierlich gehaltene Gartenanlagen und ging vorüber an den weitläufigen Wirthschaftsgebäuden und Arbeitshäusern.

Das Gutsgebäude glich einem englischen Landhaus; gefällige, helle Farben und nette Ausschmückung verliehen ihm einen vornehmen Anstrich.

Die Geschwister begaben sich in das Haus. Bevor sie sich aber im Speisegemach zum Abendessen niederließen, traten sie noch einmal aus dem Gartenzimmer und warfen einen Blick in den Park.

Vor ihnen lag thalabwärts ein breiter, weit sich hinziehender Rasen, der von alten, mächtigen Tannen wie von hohen, dunklen Wänden umschlossen war.

Am Ausgang des Parks aber breitete sich eine große, vom Abendthau benetzte Wiese aus, die, vom Monde beschienen, wie eine silberglitzernde Eisfläche neben dem Schwarz der Fichten erschien.

Das einfache Mahl, zu welchem Tromholt und seine Schwester sich hierauf niedersehten, verlief wortlos. Nachdem es beendet war, und der Diener die Speisen abgetragen hatte, lehnte sich Bianca, eine große, schlankgewachsene Frau von kaum achtundzwanzig Jahren mit einer eigenthümlich bleichen, aber keineswegs ungesundem Gesichtsfarbe und großen, schwarzen Augen, in ihren Sessel zurück und schaute stumm auf ihren Bruder. Er hatte es sich in seinem zur Seite gerückten Stuhl bequem gemacht und saß, nachdenklich und langsam den Rauch einer Cigarre von sich stoßend, da.

Richard Tromholt besaß eine gewaltige Erscheinung, seine Haltung war vornehm, die breite Brust verrieth ungewöhnliche Kraft, und das Auge blickte ernst und milde zugleich aus dem dunklen Gesicht. Freilich nur das eine; das andere hatte er damals durch die Unvorsichtigkeit von Susanne Ericus verloren.

Er war der einzige Sohn eines Hamburger Staatsbeamten. Sein Vater hatte in der Hansestadt den Posten eines Syndikus innegehabt, war aber schon im fünfzigsten Jahre gestorben. Auch seine Mutter, eine geborene Venezuelanerin, hatte Tromholt, der ursprünglich Kaufmann gewesen und dann sich für die Ingenieurwissenschaft entschieden hatte, früh verloren.

Seine Schwester Bianca war späterhin zu Verwandten nach Thüringen gegangen, hatte dort ihren Gatten, den Major von Gunnar, kennengelernt, war aber schon nach fünfjähriger Ehe Witwe geworden.

Es blieb lange still in dem Gemach. Endlich brach Bianca das Schweigen und sagte:

„Wie alt bist Du eigentlich, Richard?“

„Neunundzwanzig Jahre.“

„Schon neunundzwanzig? Da müßtest Du eigentlich ans Heirathen denken.“

Tromholt schüttelte den Kopf. „Bei den Zielen, die ich mir gesteckt habe, kann ich daran nicht denken.“

„Wie Du redest! Willst Du hier denn Dein Lebenlang vereinsamen? Wie denkst Du eigentlich über Deine Zukunft? Schon gestern fragte ich Dich, und Du gabst mir keine Antwort.“

„Ich will zehn Jahre hier bleiben,“ erwiderte Tromholt, die Worte langsam betonend. „Drei davon sind verfloßen. Dann muß ich so viel verdient haben, daß ich mein eigener Herr, daß ich unabhängig bin, und dann — dann —“

„Dann?“

„Ach, was weiß ich!“ stieß Richard ein wenig rauh heraus.

„Mein Richard!“ mahnte Bianca mit milder Güte und einem unbeschreiblich herzlichen Ausdruck in den Zügen.

Nun hob er den düster gesenkten Blick, und ihre Augen trafen sich mit einem Strahl inniger Zuneigung.

„Du sagtest, Bianca? Verzeih, ich war mit meinen Gedanken abwesend.“

„Ja, Richard! Es ist etwas, das Dich drückt! Willst Du Dich mir nicht anvertrauen?“

Tromholt bewegte den Kopf wie ein Mensch, der sich lange nach einer Aussprache gefehlt hat.

„Gut denn! Höre!“ sagte er.

Bianca setzte sich aufrecht in ihrem Stuhl und winkte dem Diener Ole, der eben die Fensterladen geschlossen und das Feuer im Kamin geschürt hatte, sich zu entfernen. „So, lieber Richard, nun sind wir ganz ungestört.“

„Du weißt — als damals das Unglück geschehen war,“ — hob Richard Tromholt an, — „bestand der alte Ericus darauf, daß ich in seinem Hause bleiben und dort gepflegt werden sollte. Es blieb auch wohl zunächst nichts anderes übrig; aber auch meine späteren Einwendungen scheiterten an seinem Widerspruch und noch mehr an dem seiner Tochter Susanne, die ich bei jener traurigen Gelegenheit zum ersten Male gesehen hatte. Eine liebevollere Pflege, als sie mir dort im Hause wurde, hätte mir selbst von Dir nicht werden können.“

Susanne selbst sah ich nur selten, obwohl sie sich täglich nach meinem Befinden erkundigen ließ. Wenn sie persönlich bei mir erschien, so geschah es nur auf ganz kurze Zeit, immer in großer Toilette. Sie sagte dann etwa folgendes: „Wie geht's Ihnen, mein lieber Herr Tromholt? Ich bitte jeden Tag den Himmel, daß er Sie gesund machen möge! Besser? O, das macht mich sehr glücklich. Ich will mich Ihnen heute zeigen. Finden Sie, daß mir diese Robe gut steht? Ich denke mir, daß Sie einen besonders guten Geschmack besitzen. Daß Sie gut, sehr gut



Kulter Kent.

Nach einem Gemälde von E. Han.

Photographie von Franz Hanfstaengl, Königsberg A. S. in München.

sind und schlechten, unvorsichtigen Menschen nichts nachtragen, habe ich ja genügend erfahren. Und daß ich Sie nicht so oft besuche, wie ich gerne möchte, daran ist meine Mutter schuld. Sie findet, daß es sich nicht paßt. Sie wissen doch, Herr Tromholt, daß wir in einer Welt leben, in der das Natürliche, Vernünftige stets in der Aschenbrödelede stehen muß.

Diese Ungezwungenheit und dieser Freimuth der Sprache machten einen großen Eindruck auf mich, wenn ich auch sonst Susanne Ericius zu den Oberflächlichen zählen zu müssen glaubte, bis — bis — Tromholt brach ab.

„Nun, Richard?“ knüpfte Bianca nach einer kurzen Pause rücksichtsvollen Schweigens an.

„Wenige Tage bevor ich von dem Arzte entlassen werden sollte, trat sie wiederum eines Mittags in mein Zimmer und sagte: Ich höre von dem Doktor, Herr Tromholt, daß Ihre Reise unmittelbar bevorsteht. Da drängt es mich, Ihnen noch einmal zu sagen, wie mich das Geschehene schmerzt, und nochmals von Ihnen zu hören, daß Sie mir meine Unvorsichtigkeit nicht nachtragen.“

„Sie wissen es doch, mein Fräulein. Habe ich Ihnen je auch nur durch eine Miene einen Vorwurf gemacht — Sie unterbrach mich.“

„Nein, Sie suchten mich sogar zu trösten! Sie vertauschten in Ihrem Edelmuth die Rollen; kein Mensch konnte großmüthiger handeln. Und da dem so ist, wollte ich Ihnen erklären, daß mir kein Gegendienst, kein Opfer für Sie zu groß ist. Vermag ich irgend etwas für Sie zu thun, so sagen Sie es mir! Keinen Augenblick werde ich zaudern, selbst dem höchsten Anspruch nach Umfang meiner Kräfte gerecht zu werden.“

Ich kann Dir nicht sagen, was da in meinem Herzen vorging, welche Wünsche in meiner Brust aufstiegen, aber ich bezwang mich und sagte nach kurzem Zögern:

„Sicher sind Sie sich der Tragweite Ihres Angebots nicht bewußt, mein Fräulein! Wenn ich Sie wirklich beim Wort hielte?“

„Sie zweifeln?“ rief das schöne Mädchen stürmisch und mit leuchtenden Augen. „Ich bitte, stellen Sie mich auf die Probe!“

Diese Worte, der Ausdruck, mit dem sie gesprochen wurden, vollendeten die Täuschung, der ich mich in diesem Augenblick hingab, und drängten mich zu einem Entschluß.

„Wohlan!“ rief ich und griff nach ihrer Rechten. „Werden Sie mein Weib!“

Aber kaum hatte ich gesprochen, als Susanne Ericius, wie von einem Schlage berührt, den Kopf zurückwarf und ihre großen Augen mit einem Ausdruck höchsten Schreckens auf mich richtete.

Auch rang sie vergeblich nach Worten. Ich sah, sie liebte mich nicht, aber in ihrem Inneren ging ein gewaltiger Kampf vor sich. Ich senkte den Kopf und sagte:

Ihr Schweigen, Ihr Staunen ist Antwort genug. Richard Tromholt giebt Ihnen Ihr Wort zurück; verzeihen Sie ihm, daß er so zu Ihnen zu sprechen wagte!“

Nun aber richtete sie sich empor. In ihr Gesicht trat ein Ausdruck edler Entschlossenheit, den ich nie vergessen werde, und mit ausdrucksvoller Betonung sagte sie: „Ich schwöre hier, daß ich Ihr Weib werden will, wenn Sie Ihren Wunsch wiederholen. Ich werde Sie lieben lernen, denn ich achte wohl niemand höher auf der Welt als Sie. Aus Achtung entsteht Liebe, sie ist der Urgrund des höchsten menschlichen Gefühls. Nun entscheiden Sie, Herr Richard Tromholt!“

Ich sah, wie sie vor der Entscheidung bebte, aber ich sah auch, daß es ihr heiliger Ernst war mit ihren Worten. Und da — da —

„Und da?“ drängte Bianca, als ihr Bruder den Kopf sinken ließ und schwieg.

„Nun ja, Du weißt ja, was ich entgegen mußte. Ich erwiderte: Ich verzichte, Susanne Ericius. Es sei denn, daß Sie eines Tages zu mir kommen und mir sagen: Ja, jetzt liebe ich Dich! Und weiter: Ich selbst werde nie eine andere lieben, Sie aber sind frei.“

Sie erwiderte nichts, sondern ließ sich langsam in einen Stuhl gleiten und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und ihre Schwester Dina trat ein.

Dieser Zwischenfall trennte uns. Am Nachmittag desselben Tages erhielt ich von Susanne einen Brief. Es standen nur die Worte darin:

„Innigen Dank, mein edler, unvergleichlicher Freund! Verzeihen Sie, daß ich Ihnen nun auch noch diesen großen Schmerz bereite.“ S. E.“

Das war das Ende!“ schloß Tromholt.

„Und Du liebst sie, liebst sie noch und hast nie wieder von ihr gehört?“ fragte Bianca, tief erregt von ihres Bruders Erzählung.

Tromholt beantwortete nur den letzten Theil der Frage. „Doch,“ sagte er, „heute.“

„Heute? — Und was?“

„Dieses hier,“ entgegnete Tromholt mit gepreßter Stimme, indem er aus der Seitentasche seines Rocks einen Brief hervorzog und ihr hinreichte. „Les!“

Sie griff eifrig nach dem Gebotenen und entfaltete es.

„Die Verlobung unserer ältesten Tochter Susanne mit dem kaiserlichen Lieutenant zur See, Herrn Grafen Leo von Uglar, beehren wir uns hierdurch anzuzeigen.“

John Ericius und Frau,  
geb. Gräfin von Tolt.“

„A—h!“ rief Bianca langgezogen.

Tromholt aber bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ein leiser Ton entrang sich seiner Brust, während sich die Hand seiner Schwester in zärtlicher Theilnahme auf sein Haupt legte.

In der Nacht nach dieser Unterredung wurde Richard Tromholt durch einen Lärm auf dem Gutshofe geweckt. Rasch sprang er aus dem Bett, kleidete sich nothdürftig an, öffnete vorsichtig die Fenster seines nach dem Hof liegenden Schlafgemaches und spähte hinaus.

In demselben Augenblicke stoh eine weibliche Gestalt bis an die Mauer des Hauses und suchte sich hier in dem Dunkel zu verstecken. Als sie aber den vorgebeugten Körper des Direktors bemerkte, tastete sie zitternd nach seiner Hand und flüsterte: „Um Gotteswillen, schützen Sie mich, Herr!“

„Was ist?“ forschte Tromholt leise und hielt die dargebotene Rechte fest.

„Peter Jeppe — der Däne — er ist betrunken und zertert mich auf dem Flur an sich. — Wir saßen noch spät beim Spinnen, und dann wollte ich ins Wirthschaftshaus hinübergehen. — Ich lief von ihm fort, — er hinter mir her, packte mich. Ich riß mich los und schrie. Nun fiel er — ich weiß nicht, ob er liegen geblieben ist. — Ich fürchte mich. O Herr! Lassen Sie mich ins Herrenhaus oder geleiten Sie mich zurück!“

„Ja, bleibe hier stehen, rühre Dich nicht. Ich komme mit einer Laterne — gleich — und führe Dich.“

Nach diesen Worten trat Richard rasch zurück, und das bebende Mädchen schob sich in das Dunkel einer nahestehenden Kastenbank.

Als Tromholt bald darauf aus dem Hause heraustrat, sah er Peter Jeppe, einen starken Menschen mit rothen Haaren, der sich bereits wiederholt durch seine Koshheiten bemerkbar gemacht hatte, an der Mauer entlang schleichen.

Mit raschen Schritten war Richard an seiner Seite, und im nächsten Augenblick sah seine nervige Hand dem Burschen im Nacken.

„Glender, bist Du schon wieder betrunken und stellst den Mädchen nach? Ich will Dich lehren, Ruhe halten. — Komm nur hervor, Grete, er soll Dir nichts anhaben.“

Damit stieß Tromholt den plötzlich Ernüchterten, der sich zähneknirschend unter seiner Faust duckte, vor sich her, bis sie eines der Arbeitshäuser erreicht hatten. Hier zog er die Glocke, und bald darauf erschien der Aufseher mit erschrockener Miene in der Thür.

„Hier! Sperren Sie den Menschen in sein Zimmer ein!“ befahl Tromholt. „Morgen früh um acht Uhr soll er ins Comptoir kommen, da werde ich das Weitere bestimmen.“

Der Mann nickte, und Peter Jeppe folgte, einen drohenden Blick auf Grete werfend, dem Aufseher ins Haus. Richard aber brachte das noch vor Zurcht zitternde Geschöpf nach dem Frauengebäude. Nach Art dieser Leute nickte sie nur leicht, bog sich knirschend herab und verschwand, ohne ein Wort zu sagen.

Eben wollte auch Richard sein Lager wieder aufsuchen, als abermals ein lauter Lärm ihn nach dem jüngst verlassenen Arbeiterhaus zurückführte. Er sah schon von fern Peter Zeppe und den Aufseher in einem wilden Handgemenge. Der letztere wehrte sich wie verzweifelt, aber der rothe Däne war ihm über und bearbeitete ihn mit den Fäusten. Als jedoch Richard hinzu sprang und ihn fassen wollte, ließ er sein Opfer plötzlich los und entfloh. Am Staket wandte er sich noch einmal um und schrie mit heiserer Stimme:

„Paßt auf! Wenn Euch der rothe Hahn auf dem Dache sitzt, wißt Ihr, wer's gewesen ist!“

Inzwischen hatte sich der Aufseher, Glas Delschläger, wieder erhoben und war hinfinkend und sich das Blut von der Stirne wischend, auf seinen Herrn zugetreten.

„Er überfiel mich im Flur,“ hub er, bevor noch Richard fragen konnte, an, „preßte mich gegen die Wand und drohte, mich zu tödten, wenn ich ihn einsperre. Als ich auf Ihren Befehl verwies, packte er mich um den Leib, warf mich auf die Erde und nahm dann Reißaus. Nun eilte ich ihm nach und faßte ihn an der Kehle. Er aber gewann die Oberhand, stieß mich vor die Brust und —“

„Ja, ja, ich sah, Glas!“ unterbrach Richard des Redenden Rede und legte die Hand befänstigend auf seine Schultern. „Hoffentlich hat er Dir nichts zerschlagen. Leg Dich nieder! Morgen sprechen wir weiter. Wir werden überlegen, wie wir ihn unschädlich machen. Es soll gleich in der Frühe einer zum Harbesvoigt nach Limforden, damit die Gendarmerie benachrichtigt wird.“

Als sich Richard und Bianca am folgenden Morgen beim Frühstück zusammensanden, forschte Frau von Gunar ängstlich nach den Vorgängen der Nacht und gab, als ihr Bruder berichtete, ihrer Besorgniß Ausdruck. Tromholt aber schüttelte leichtthin den Kopf.

„Ach, das ist nichts. Die da drohen, sind nicht zu fürchten,“ entgegnete er. „Auch wird ihn schon morgen die Landpolizei auf den Fersen sein. Für die Nacht werde ich Wächter ausstellen, auch die Hunde sollen losgemacht werden — — Aber was ist das?“ unterbrach er seine Rede, als sein Blick auf die Aufschrift eines Briefs fiel, den ihm der eintretende Diener überreichte. Der Inhalt des Schreibens lautete:

„Herrn Direktor Richard Tromholt,  
Trollheide.

Ich beabsichtige, am fünften mit meiner ganzen Familie für die Dauer von vierzehn Tagen in Limforden einzutreffen, möchte Sie daher ersuchen, Ihre Inspektion in Trollheide zu unterbrechen und an diesem Tage zurück zu sein. In meiner Begleitung wird sich meine Frau, meine Tochter Susanne und Graf Uglar, mein künftiger Schwiegersohn, befinden. Hauptsächlich wegen des letzteren habe ich mich zu der Reise entschlossen. Näheres darüber mündlich.

Hochachtungsd.  
John Ericius.“

Richard verharrte lange unbeweglich, bevor er das Wort nahm. „Nun hatte ich mir ein so herrliches Zusammenleben mit Dir ausgemalt, Bianca,“ rief er endlich heraus und erhob den Blick zu seiner ihn gespannt beobachtenden Schwester. „Nest ist auch diese Hoffnung zerstört!“

„Was ist denn? Was ist, mein lieber Richard?“ drängte Bianca.

„Hier! Lies!“ entgegnete der Mann und schob seiner Schwester das Schreiben hinüber. Ein Ausruf der Befremdung drang auch aus ihrem Munde: „Was hat das zu bedeuten, Richard? Wie räthselhaft ist der Sätz! Und — wie peinlich für Dich, mit — ihr — ihr zusammenzutreffen! Findest Du es zart, daß sie dieser Reise zugestimmt hat?“

„Viele Fragen auf einmal,“ murmelte Tromholt etwas schroff. Aber dann gleich wieder lebenswürdig einlenkend, fuhr er fort: „Ja, räthselhaft, und nichts konnte mir ungelegener kommen. Was Du aber von Susanne gesagt hast, — einmal müssen wir uns doch wieder gegenüber treten, früher oder später. Auch ist eine lange Zeit vergangen seit damals — fast drei Jahre, da verwißt sich manches —“

Tromholt sprach nicht weiter, er erhob sich, trat ans Fenster und schaute mit zerstreuten Blicken hinaus ins Freie.

Ein Stündchen später wanderte Richard durch das Gut, sah in die Arbeitshäuser, hörte die Berichte der Beamten und ritt nachher in Begleitung seiner Schwester auf die Torfmoore.

Hundertunddreißig Arbeiter waren hier beschäftigt. Maschinen stampften. Eben wurden riesige Aushäbe beladen, die stromabwärts bis ans Meer führen, wo ihr Inhalt von Dampfschiffen weiter befördert wurde.

Die Bekleider hoch angestreift, standen die Leute meistens im Wasser und arbeiteten; an vielen Orten ließ sich die Schicht wie Lehm abgraben, und es war erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit die Weiblichen mit den scharfen Spaten vorwärts kamen. Die Dampfmaschinen pumpten das Wasser da, wo es bei der Arbeit hinderte, aus den Tümpeln und Lachen, und in Oefen, die wie große Ziegelbrennereien aussahen, wurden die Torfstücke zu Hunderttausenden getrocknet. Heidefeld, — Torfmoor, soweit man zu sehen vermochte. Kein Strauch, kein Baum! Ein Todtenlager! Aber darauf thätige Menschen, die aus den erstarrten Gebilden doch wieder das Material zogen, um prasselnde Flammen zu wecken. Mit vielen Arbeitern sprach Richard Tromholt. Sein Gedächtniß war erstaunlich, seine Güte und Fürsorge für jeden dieselbe.

Bevor die Geschwister ihren Weg zurücknahmen, trat ein alter Mann mit einem langen, stark gekräuselten Bart und Haaren, die ihm unter der haubenartigen Mütze bis auf die Schultern herabfielen, auf Richard Tromholt zu und sagte: „Erlauben Sie, Herr Direktor, daß ich morgen mit dem Frachtboot nach Mätern fahre? Sie wissen, meine Tochter Ingeborg hält Hochzeit. Ich lehre übermorgen mit dem leeren Kahn, den Jonas Pries führt, zurück.“

Richard besann sich einen Augenblick, dann entgegnete er:

„Ja, natürlich, Peter Elbe! Und wenn's Euch recht ist, wollen wir zusammen fahren. Ich möchte das Fest mitfeiern.“

„Wie? Sie wollen? Welche Ehre, Herr Direktor!“

„Ja, und auch meine Schwester wird, wenn Ihr's erlaubt, sich anschließen,“ ergänzte Tromholt, den Dank abwehrend, und nickte dem Alten freundlich zu. „Sorgt, daß alles hübsch glatt ist, wenn wir einsteigen. Punkt neun Uhr fahren wir ab. Nicht wahr, dann geht das Boot?“

„Jawohl, jawohl, Herr Direktor!“ rief der Alte, dessen Gesicht strahlte, den sich entfernenden Geschwistern nach.

Als sie zurücktritten, sagte Richard zu Bianca: „Es ist Dir doch recht, daß wir den kleinen Ausflug machen? Du wirst Freude an der schönen Stromfahrt haben. Drei kleine Stunden sind wir unterwegs, Mätern liegt an einer tief in das Land einschneidenden Bucht der Nordsee. Es ist ein reizendes, kleines Städtchen, und die Familie des Bräutigams und die Freunde des Alten, der mein bester und zuverlässigster Beamter ist, werden Dir gefallen. Der Schwiegersohn ist Seemann, er fährt auf seinem eigenen Schiff. Die Tochter von Peter ist ein ungewöhnlich hübsches Mädchen. Sie hat eine gute Erziehung genossen und war längere Zeit als Wirthschafterin hier auf dem Gute thätig. Wenn jemals ein weibliches Wesen mir neben Susanne Ericius hätte eine Reizung einlösen können, so wäre sie es gewesen.“

Am nächsten Morgen ritten die Geschwister an den kleinen Hafensplatz, wo Peter Elbe wartend dastand. Er hatte über seinen schwarzen, langen Festrock eine Seemannsjacke gezogen und half ihnen beim Einsteigen in das große Stromboot. Sie fuhren wohl eine Stunde durch die Heide, ohne daß sich außer einigen Wandervögeln etwas Lebendiges sehen ließ. Es lag ein blauverschwommener Nebel über der Landschaft, der, wie Richard erklärte, von dem Rauch eines meilenweit sich erstreckenden Heidebrandes herrühren mußte. Dem mit Schlinggewächsen und Moosen überwucherten Grund des Strombetts entstieg ein scharfer erdiger, aber nicht unangenehmer Duft, sobald sich die Ruder einmal tiefer einsenkten. Dann und wann begegneten sie leeren Fahrzeugen, die den Weg zu den Ericius'schen Werken zurücknahmen. Die Ruderknechte, die blau und weiß gestreifte Hemden und, wie Peter Elbe, haubenartige Mützen auf dem Kopf trugen, grüßten ehrerbietig. Bisweilen rief Richard ein fragendes Wort hinüber, und die Antwort erfolgte in dem Plattdänisch, das jene sprachen.

Später ward das Bild der Landschaft freundlicher. Herbstschmetterlinge und Libellen schwebten über der Ebene, und die Sonne, die an Kraft gewonnen hatte, warf wundervolle Lichter über das weite Gefilde.

(Fortsetzung folgt.)

## Stanley im dunkelsten Afrika.

(Schluß.)

Man hätte," schreibt Stanley über das Lager Nelsons, „keinen düstereeren Ort auswählen können, als diese Terrasse. Rundherum von Felsen umschlossen, war sie von den dunkeln, vom Flußrande bis zur Höhe von etwa 185 m aufsteigenden Wäldungen eingeeengt und von dem unaufhörlichen Losen umgeben, welches der toschende wirbelnde Strom und die beiden sich gegenseitig an Getöse überbietenden Wasserfälle verursachten. Die Phantasie schaudert bei dem Gedanken an die hilflose Lage der Verküppelten, die verdammt waren, unthätig zu sein, jeden Augenblick das schreckliche Getöse der erzürnten, in unversöhnlicher Wuth dahinstürmenden Gewässer und den eintönigen, anhaltenden Donner der fallenden Wassermassen zu hören, die springenden, rollenden und im ewigen Kampfe um die Herrschaft sich überschlagenden Wellen zu beobachten, wie sie von der unaufhörlichen Kraft der dahinstürmenden Strömung in weit auseinandergerissener Weise

Schamfelsen zerweicht wurden, und auf die dunklen unbarmherzigen Wälder hinabzublicken, welche sich flufsaufwärts und rundherum ausdehnen und beständig in ihrem langweiligen Grünstehen und über vergangene Zeiten, Jahrhunderte und Generationen trauern. Man denke sich dann die Nacht mit ihrer greifbaren Dunkelheit, dem tief-schwarzen Schatten der bewaldeten Hügel, dem ewigen wüthenden Getöse, dem unaufhörlichen Aufruhr der Notarakte, den unbestimmten Gestalten, welche Nervosität und Furcht schaffen, dem Glend, welches die Einsamkeit und die heranschleichende Besorgniß vor dem Verlassenwerden hervorruft, und man wird sich die wahre Lage dieser armen Leute vergegenwärtigen können."

Und nicht besser war es mit denjenigen bestellt, welche nach Kilonga Louga am 7. Oktober um 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr morgens im Leichenträgerschritt aufgebrochen waren. „Als ich die armen Burschen betrachtete," erzählt Stanley, „wie sie ermattet sich weiter schleppten, schien es mir nur einiger Stunden zu bedürfen, um ihr Schicksal zu besiegeln. Noch einen, vielleicht zwei Tage, dann würde das Leben entfliehen. Wie sie mit

den Augen das wilde Dickicht nach den rothen Beeren des Phrynium, den hochrothen länglichen herben Früchten des Amomum durchsuchten! Wie sie sich auf die faden Bohnen des Waldes stürzten und nach seinen Schätzen von Schwämmen fierten! Kurz, in dieser schweren Noth, in welcher wir uns befanden, wurde nichts zurückgewiesen, außer Wäthern und Holz."

Freudentage waren es, wenn die Fouragiere hier oder dort verlassene Hütten entdeckten und in ihnen etwas Vorrath gefunden wurde. Ein paar Bananen oder Tassen Mais für den Mann — das bedeutete den Aufschub des Todes. Zu Kilonga Louga waren einige Boten vorausgeschickt worden; jetzt mußte auch das Boot zurückgelassen werden unter Obhut Medis, des kühnen Steuermanns Stanleys auf dessen Kongofahrt durch den dunklen Welttheil. Langsam rückte Stanley vorwärts, der Weg durch das Dickicht führte jetzt bergan und die Ermatteten mußten mit klopfendem

Herzen steile Hänge ersteigen, sich fortwährend Bahn hauend. „O, es war ein trauriger, ein unaussprechlich trauriger Anblick, so viele Männer blindlings durch den endlosen Wald sich arbeiten zu sehen, einem Weißen folgend, dessen Ziel niemand kannte und von dem die meisten glaubten, daß er es selbst nicht wüßte.

Sie befanden sich schon jetzt in einer wirklichen Hölle des Hungers. Auch mein armer Esel, den ich aus Sansibar mitgebracht hatte, zeigte Symptome, daß es mit ihm zu Ende gehe. Seit dem 26. Juni jeden Tag Arum und Amomum waren keine passende Nahrung für einen zierlichen Esel aus Sansibar, und ich erschöpfte ihn deshalb, um seinem Glend ein Ende zu machen. Das Fleisch wurde so sorgfältig getheilt, als wenn es das kostbarste Wild-

pret gewesen wäre, da die wilde, halbverhungerte Menge der Disciplin zu trotzen drohte. Als das Fleisch in unparteiischer Weise vertheilt worden war, entstand eine Prügelei wegen des Fells. Die Knochen wurden ergriffen und zertrümmert, die Hufe stundenlang gekocht, und von meinem treuen Thier blieb nichts übrig als das vergossene Blut und die Haare; eine



Die Station Kilonga Louga.



Rettung des Capitäns Nelson und der Ueberlebenden im Hungerlager.

Schar Hyänen hätten nicht gründlicher mit demselben aufräumen können."

Die fünf Tagemärsche waren längst vorüber und von den Manjema keine Spur zu sehen. Endlich am 16. Oktober brachen die Pioneer durch ein Dickicht von Amomum und stießen auf eine Straße. Und siehe da, an jedem Baum war das besondere Zeichen der Manjema, eine Entdeckung, welche von der Spitze der Kolonne bis zum letzten Mann der Nachhut von allen wiederholt und mit froh lodendem Jubel aufgenommen wurde. Noch eine Nacht im Walde, dann, begniete man den Bewohnern der Niederlassung, und zwischen schönstehenden Feldern mit Mais, Reis, süßen Kartoffeln und Bohnen rüdten die Hungerten in Nilonga Longas Lager Spoto ein.

Anfangs wurde die Karawane Stanleys freundlich empfangen. „Für uns selbst," schreibt er, „erhielten wir drei Ziegen und zwölf Körbe Mais, bei deren Vertheilung jeder Mann sechs Kolben erhielt. Sie dienten uns zu zwei Mahlzeiten, nach denen viele wie ich sich neu belebt und erfrischt gefühlt haben müssen. In den ersten Tagen unseres Aufenthalts in Spoto litten wir beträchtlich an Mattigkeit. Die Natur giebt uns entweder Hunger und nichts zu essen oder bereitet uns ein Fest und beraubt uns jeglichen Appetits. In diesen zwei Tagen hatten wir reichlich Reis und Pilau sowie geschmortes Ziegenfleisch ge-  
essen und infolgedessen begannen wir an allerlei Beschwerden zu leiden. Die Kanwerkzeuge hatten ihre Funktion ver-  
gessen, die Verdauungsorgane wollten die Leckerbissen nicht annehmen und schienen in Unordnung zu sein."

Die Freundlichkeit der Manjema wurde jedoch abgekühlt, als sie bemerkten, daß Stanley nicht die von ihnen gewünschten Stoffe und Perlen besaß, da diese zum Theil im Lager bei Kapitan Nelson zurückgeblieben, zum Theil auf dem Marsche verloren gegangen waren. Sie ver-

kauften die Lebensmittel immer theurer, und die ausgehungerten Sanfibariten trennten sich zunächst von ihrem persönlichen Besitz, von ihren Hemden, Turbanen, Ueberkleidern, Westen, Messern

und Gürteln; dann opferten sie für ein paar Maiskolben ihre Munitionstächen, Ladestöcke, Haumesser und endlich die Remingtongewehre. „Wir waren also," ruft Stanley aus, „nachdem wir den schrecklichen Leiden des Hungertodes und dem Schaden, den die vielen wilden Stämme uns hätten zufügen können, entgangen waren, in drohender Gefahr, die Sklaven der arabischen Sklaven zu werden."

Um das Schlimmste zu verhindern, griff Stanley zu abschreckenden Mitteln: ein Sanfibarite, der überführt worden war, daß er ein Gewehr entwendet und verkauft hatte, wurde aufgetrieben. Diese Maßregel stellte die Disciplin wieder her, und die Entschlossenheit machte auch auf die Manjema den gewünschten Eindruck. Aber erst am 26. Oktober konnte der Offizier Monteau Jephson mit 40 Sanfibariten und 30 Manjemasklaven, die genügende Lebensmittel trugen, den Marsch zum Entschluß Nelsons antreten. Auf bereits gebahntem Wege, der von Leichen und Gebeinen der verhungerten Karawanenmitglieder bezeichnet war, ging er rasch zurück.

„Sobald es am 29. Oktober Tag wurde," heißt es in seinem Berichte an Stanley, „brach ich auf, da ich entschlossen war, Nelson an diesem Tage zu erreichen und die Frage zu entscheiden, ob er noch am Leben sei. In Begleitung von nur einem Mann be-

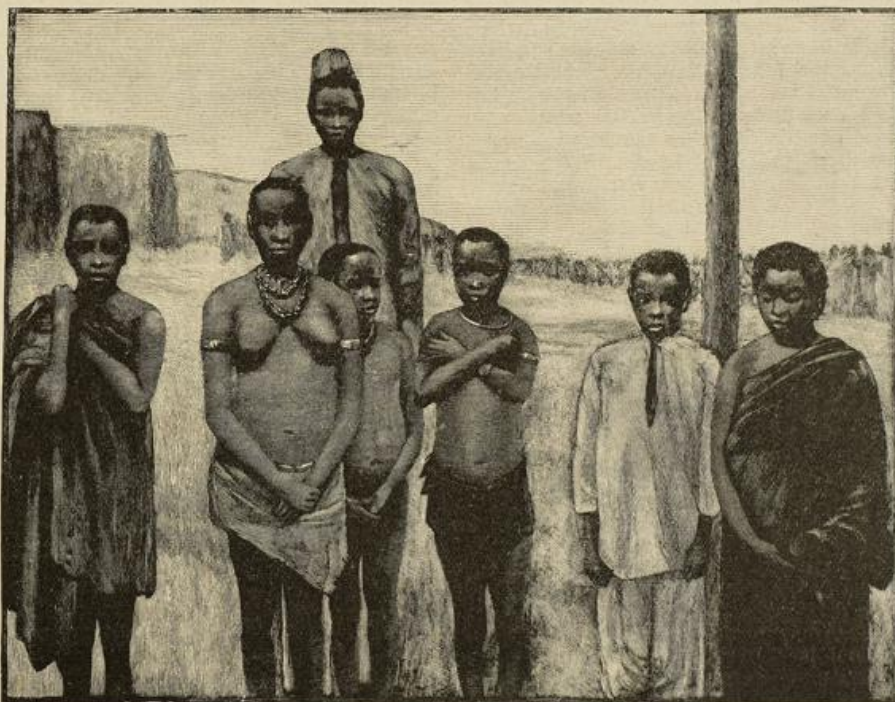
fand ich mich bald meinen übrigen Leuten weit voraus. Als ich mich dem Lager Nelsons näherte, überkam mich eine fieberhafte

Ungebild, sein Schicksal zu erfahren, und ich drang rasch vor, durch Fluß und Bach, über Ufer und Sumpf, über welche sich unsere verhungerten Leute mit den Abtheilungen des Bootes langsam und mühsam weiter gearbeitet hatten. Als ich von dem Hügel in Nelsons Lager hinabkam, hörte ich keinen weiteren Laut als das Röcheln zweier Sterbenden in einer nahen Hütte; der ganze Platz hatte das Aussehen des Verlassens und der

Trauer. Ich ging leise um das Zelt herum und fand Nelson dort sitzen; wir schüttelten uns die Hand, dann wandte der arme Bursche sich ab und seufzte und murmelte etwas über seine sehr



Gefangener Zwerg.



Die Zwerg im Vergleich zu Casatis Diener Okili.

Nach einer am Albertsee aufgenommenen Photographie.



große Schwäche. Das Aussehen Nelsons hatte sich sehr verändert; er sah matt und hager aus und hatte tiefe Ringe um die Augen und Linien am Mund. Er erzählte mir von seiner Sorge, als ein Tag nach dem andern verfrüht und keine Hilfe kam; endlich war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß uns etwas passirt sei und wir gezwungen gewesen seien, ihn zu verlassen. Er hatte hauptsächlich von Früchten und Schwämmen gelebt, die seine beiden Jungen ihm täglich brachten. Von den 56 Mann, die Sie bei ihm gelassen haben, waren nur 5 übrig, und von diesen lagen 2 im Sterben. Alle übrigen waren dejetirt oder umgekommen.“

Bonny (einer der weißen Offiziere Stanleys) brachte die Geretteten in die Niederlassung der Manjema nach Ipoto, wo Kapitän Nelson sich allmählich erholte, so daß er später alle weiteren Strapazen des Zuges theilen konnte.

Nachdem Stanley die Kranken unter Obhut Dr. Parkes und das Boot bei Kilonga Longa zurückgelassen hatte, trat er mit der geschmälerten Mannschaft den Weitermarsch an. Er gelangte jetzt in das Land der Balese, das sich durch eine eigenthümliche Bauart der Dörfer auszeichnet. Auf den ersten Anblick scheinen diese Dörfer ein langes mit schrägem Dach versehenes Gebäude zu sein, welches genau dem First des Daches entlang in der Mitte durchgeschnitten ist, und es sieht aus, als ob beide Hälften des Hauses 6 bis 9 Meter zurückgeschoben und dann an den inneren Seiten mit Brettern bekleidet und mit niedrigen Thüren versehen worden seien, welche die Eingänge in die verschiedenen Gemächer bilden. Der Marsch durch den Wald der Balese bot neue Schwierigkeiten. Die nachfolgende Schilderung möge uns darüber belehren:

„Eine weitere Eigenthümlichkeit des Baleselandes ist der Zustand seiner Waldlichtungen, die zum Theil sehr ausgedehnt sind, einen Durchmesser bis zu 2 $\frac{1}{2}$  km haben und sämmtlich überall mit den Ueberresten, Trümmern und Stämmen des Urwaldes bedeckt sind. In der That läßt sich eine Lichtung der Balese mit nichts besser vergleichen, als mit einem das Hauptdorf umgebenden mächtigen Berhan, über welchen der Reisende sich einen Weg zu suchen hat. Tritt man aus dem Schatten des Waldes heraus, so führt der Pfad anfänglich vielleicht 30 Meter dem Stamme eines großen Baumes entlang, wendet sich dann im rechten Winkel einen Meter längs eines starken Astes und führt darauf einige Schritte über den Erdboden, bis man vor einem gefällten dicken Baume von 1 Meter Durchmesser steht, über den man hinwegklettern muß, um sich im nächsten Augenblicke dem ausgedehnten Geäst eines weiteren Baumriesen gegenüber zu finden, durch welches man kriechen, gleiten und sich winden muß, um festen Fuß auf einem Zweige zu bekommen. Aus dem Geäst gelangt man auf den Stamm, worauf man eine halbe Wendung nach rechts macht, dem an Stärke zunehmenden Baum entlang geht, bis man einen auf und über den ersten hinweg gefallenen Stamm zu erklettern hat, dem man nach einer halben Wendung nach links aufwärts folgt, bis man die Höhe von 6 Metern über dem Erdboden erreicht hat. Zwischen dem Geäste in dieser Höhe muß man vorsichtig, kaltblütig, überlegt und nervenstark sein. Unter mißlichem, gefährlichem Balanciren setzt man den Fuß auf einen Zweig und steigt dann vorsichtig von der steilen Höhe herab, bis man etwa 2 Meter vom Erdboden ist, von wo man wieder auf einen andern allmählich dünner werdenden Ast springt, um ihn bis zur Höhe von 6 Metern zu verfolgen. Darauf geht es wieder über einen Baumriesen, dann nach dem Erdboden hinab und auf diese Weise stundenlang weiter in der heißen brennenden Sonne und der dumpfen, dunstgefüllten Atmosphäre der Lichtung, bis der Schweiß in Strömen aus den Poren fließt. Dreimal bin ich bei diesen schrecklichen gymnastischen Uebungen nur mit genauer Noth dem Tode entgangen. Ein Mann blieb nach dem Falle auf der Stelle todt, mehrere andere erhielten fürchterliche Verletzungen. Und doch ist der Uebergang über den Berhan für den fast nackten Fuß nicht so gefährlich wie für den Stiefel, namentlich am frühen Morgen, wenn der Thau noch nicht getrocknet ist, und nach einem Regenguß oder wenn die Vorhut die Stämme mit schmierigem Thon beschmizt hat. Ich bin innerhalb einer Stunde sechsmal gefallen. — Das Dorf steht im Mittelpunkt der Lichtung. Wir haben uns oft, wenn wir zu der Zeit, um welche wir das Lager aufzuschlagen pflegten, an einer Lichtung eintreffen, beglückwünscht, dann aber oft noch anderthalb Stunden gebraucht, um das Dorf zu erreichen. Es ist ein seltsamer Anblick, eine mit schweren Lasten beladene Kara-

wane über dieses Brad eines Waldes, über die mit Stämmen bedeckte Lichtung und die Hüfte, Moräste, Wasserzüge und Gräben schreiten zu sehen, die oft 6 bis 7 Meter unter einem zu passirenden dünnen, nur 15 Centimeter starken, gleichsam eine Brücke bildenden glatten Baum liegen, von dem die Rinde herabgefallen ist. Einige Leute stürzen, andere taumeln, einer oder zwei sind bereits gefallen, einige befinden sich in der Höhe von 6 Metern, andere kriechen auf dem Erdboden unter den Bäumen hindurch; viele dringen durch ein Gewir von Aesten, dreißig Mann oder mehr stehen auf einem einzigen geraden, dünnen Stamm, etliche sind wie Schildwachen auf einen Zweig postirt und wissen nicht, wohin sie sich wenden sollen. Alles das wird aber noch viel beschwerlicher und viel gefährlicher, wenn aus hundert Richtungen die tobdringenden Pfeile der im Hinterhalt verborgenen Eingeborenen herumsiegen, die, Gott sei Dank, nicht sehr zahlreich waren. Wir waren so vorsichtig, daß diese nicht oft vorkam, obwohl wir selten eine dieser schrecklichen Lichtungen haben verlassen können, ohne daß diesem oder jenem der Fuß durch ein spitzes Holzstück verlegt oder der eine oder andere gelähmt worden war.“

Zu dem Distrikt Ibwiri erreichte die Karawane zunächst die Grenze der Verwüstungen der Manjema und fand reichliche Lebensmittel. Gestärkt trat sie den Weitermarsch an und stand bald darauf auf der Spitze eines Berges, von dem sie über das grüne Dach des grausamen Waldes nach dem Graslande, den gesegneten Weiden von Aequatoria, hinüberblickte. Frohen Muthes stiegen alle von dem Berge Bisgah ins Thal, in einigen Tagen mußte ihre bittere Noth ein Ende erreichen, und wahrlich, am 5. Dezember stiegen sie auf ein Dorf mit runden Hütten, deren spitze Dächer mit Gras bedeckt waren. Dieser Anblick verlegte alle in ungestüme Freude, und ein Burische aus dem Zuge stürmte vorwärts und löste das dürre Gras. Dann zerstreuten sich einige Leute, und einige kehrten mit frischen grünen Grasbüscheln zurück und wurden von den im Lager Zurückgebliebenen mit derselben Freude begrüßt wie die Taube mit dem Oelzweige vom Vater Noah und seiner Familie!

Am 13. Dezember endlich erreichte die Karawane den Rand eines Hochplateaus, zu dessen Füßen sich das ersehnte Ziel ihrer Reise, der Albertsee, ausbreitete. Aber eine Enttäuschung ward ihr zu Theil — Emin Pascha, der zu Besreidene, war nicht da! Stanley entschloß sich, da er den weiteren Landmarsch nach Wadelai mit seiner erschöpften Mannschaft nicht wagte, das Boot aber bei Kilonga Longa zurückgelassen hatte, zu dessen Station zurückzukehren und sein Fahrzeug herbeizuholen. Für alle Fälle wurde unterwegs in dem fruchtbaren Bezirke Ibwiri das Fort Bodo, das „Friedensfort“, angelegt. Dann ging's abermals vorwärts nach dem Albertsee, und hier erfolgte endlich — am 29. April 1888 — das erste Zusammentreffen mit Emin.

Stanley hatte nun dem „Geretteten“ drei Vorschläge zu unterbreiten, die sich in der Kürze dahin zusammenfassen lassen: 1) Emin und seine Truppen verlassen mit Stanley die von Aegypten aufgegebene Provinz, ziehen hinab nach Sanibar und kehren von da nach Kairo zurück; wollen sie aber in der Aequatorprovinz bleiben, so mögen sie dies auf ihre eigene Verantwortung thun. 2) Emin übergiebt seine Provinz an den Kongostaat und tritt selbst in dessen Dienste. 3) Emin Pascha macht mit seinen Soldaten Eroberungen für die britisch-ostafrikanische Gesellschaft.

Zur unangenehmen Ueberraschung Stanleys ging aber Emin auf keinen dieser Vorschläge ein, sondern berief sich einfach auf die Entscheidung seiner Leute, deren Schicksal er auch ferner zu theilen geonnen sei. So ging denn der schon genannte Mountaney Nephthi mit Emin nach dessen Provinz ab, um dort diese Entscheidung einzuholen. —

Die in Jambuja zurückgelassene Nachhut Stanleys war inzwischen nicht eingetroffen, und Stanley entschloß sich, noch einmal den Weg durch den Wald nach Jambuja zurückzulegen, um die Hauptvorräthe zu holen.

Auf dem bereits gebahnten Wege drang er rasch bis Banalja, wenige Tagemärsche oberhalb Jambuja, vor, wo er die Trümmer der Nachhut fand und erfuhr, daß Major Barttelot von einem Sklaven Tippu-Tibs erschossen worden war. Er ordnete die Nachhut frisch und brach zum dritten Male nach dem Albertsee auf.

In den von den Sklavenjägern ausgeplünderten Distrikten trat noch einmal das furchtbare Gespenst der Hungersnoth an

die vielgeprüfte Expedition heran. Das geschah im Dezember 1888 in der Nähe des Zusammenflusses des Njuru und des Dui.

In den Bananenpflanzungen von Ngwetsa ließ Stanley jeden Mann genügenden Mundvorrath mitnehmen, um damit Fort Bodo zu erreichen, bei welchem von der Expedition Felder bestellt worden waren. Alles lief verhältnismäßig gut ab. Man bestand Kämpfe mit den Eingeborenen, schlug sie aber immer zurück; auch einige Zwerge wurden gefangen genommen und sagten unter anderem aus, daß man in einigen Tagen eine herrliche Bananenpflanzung erreichen werde. Stanley ahnte nicht, wie verhängnisvoll die Aussage der Zwerge für ihn werden sollte. Er erfuhr es erst am 8. Dezember. Bald nachdem das Zelt des Hauptquartiers aufgeschlagen und das aus blattreichen Pflanzen bestehende Unterholz etwas ausgerodet war, beobachtete Stanley einen jungen Burschen, welcher wandte. Er ging zu ihm und fragte ihn nach der Ursache, worauf er zu seiner Ueberraschung erfuhr, daß Schwäche infolge Mangels an Lebensmitteln der Grund seines schwankenden Ganges sei. „Habt Ihr denn Eure ganzen fünf-tägigen Nationen schon aufgeessen?“

Nein, er hatte sie fortgeworfen, weil die gefangenen Zwerge gesagt hatten, daß sie in einem Tage eine Pflanzung erreichen würden, die wegen ihrer Bananen, der „größten in der Welt“, berühmt sei.

Nachforschungen im Lager ergaben, daß mindestens 150 Leute dasselbe gethan hatten und nun nichts mehr besaßen. Man war wieder in einem Hungerlager. Ngwetsa war nur 19 $\frac{1}{2}$  Meilenstunden entfernt. Am 9. Dezember morgens brachen darum etwa 200 Mann nach den Bananenpflanzungen auf, nachdem sie für die 130 Personen im Lager etwa 200 Pfund Mehl zurückgelassen hatten.

Tage vergingen und die Fouquierer kehrten nicht zurück. Die Leute sahen jämmerlich aus. Stanley öffnete die Kisten mit europäischem Proviant und vertheilte Butter und kondensirte Milch zur Verbesserung der Mehlsuppe, je einen Topf Butter und Milch für 130 Personen, die sich nach dieser Mahlzeit im Walde zerstreuten, um Beeren und Pilze zu suchen. Einige verirren sich und wurden vermisst, andere starben im Lager.

„Nachts auf meinem Lager,“ schreibt Stanley, „beunruhigte mich der Gedanke an die Abwesenden; aber wie unangenehm die Idee, daß ein schreckliches Unglück — sie konnten sich im Walde verirren haben und vor Hunger zusammengebrochen sein, ehe sie die Bananenpflanzung erreicht hatten — sich ereignet habe, auch sein mochte, ich konnte nicht umhin, auch die dunkelsten Aussichten zu berücksichtigen und das Schlimmste zu erwarten, um wenn möglich die Ueberbleibsel der Expedition zu retten, damit die Nachricht an den Pascha und durch ihn eines Tages an die Civilisation gelange. Ich malte mir aus, daß die ganze Kolonne in diesem Lager angekommen sei, wie der Pascha einen Monat nach dem andern sich wunderte, was aus uns geworden sei, wie wir in diesem unbekanntem Winkel des großen Waldes vermoderten und verwesten, jedes Zeichen an den Räumen verwachsen und jede Spur von uns innerhalb eines Jahres verwischt sein würde, so daß unser Begräbnißplatz auf ewige Zeiten unbekannt bleiben würde. In der That schien es mir, als ob wir gerade solchem Schicksal stetig entgegengetrieben würden. Da waren ungefähr 200 Mann, welche ohne Lebensmittel 55 km weit gingen, um solche zu finden. Nicht 150 von ihnen würden den Ort erreichen, die übrigen würden sich wie die Madi\* auf den Boden werfen, um zu warten und von den andern zu betteln, falls diese etwa zurückkehren sollten. Und wenn den 50 Tapfersten ein Unglück zustieß, was dann? Einige werden einzeln von den Zwergen niedergeschossen, die übrigen im ganzen von den größern Eingeborenen angegriffen. Die Leute haben keinen Führer, sie zerstreuen sich, verlieren den Kopf, verirren sich und werden einer nach dem andern von den Speeren der Wilden niedergemacht. Während wir warten und ewig warten auf Leute, die nicht wiederkehren können, sterben die meinigen erst zu dreien, sechsen, zehnen, zwanzigen, bis alles vorüber ist, wie ein erloschenes Licht. Nein, es muß irgend etwas geschehen. —

„Bonny (der oben genannte Offizier Stanleys) erbot sich, mit 10 Mann im Lager bei den Vorräthen zu bleiben, wenn ich für ihn und die Leute Lebensmittel für zehn Tage, die Zeit, welche

\* Eingeborene aus der Äquatorialprovinz, die Emin Stanley als Träger mitgegeben hatte.

wir fort zu sein beabsichtigten, zurücklassen würde. Das Material, um eine dünne Brühe für eine so kleine Zahl auf zehn Tage zu bereiten, war nicht schwer zu finden. Wir maßen eine halbe Tasse voll Weizenmehl pro Kopf für 13 Mann und zehn Tage und zählten 4 Milchbiskuits pro Mann und Tag ab; außerdem ließen wir ihnen noch einige Büchsen mit Butter und kondensirter Milch zur Verbesserung der Mehlsuppe zurück. Für diejenigen, welche nicht gewillt oder nicht imstande waren, uns zu den Bananen zu folgen, vermochten wir nichts zu thun. Was eine kleine Besatzung von 13 Mann viele Tage unterhalten konnte, würde das Leben von 50 Leuten nicht retten, die schon so schwach waren, daß nur eine große Menge des leicht verdaulichen Bananenmehls sie möglicherweise noch erhalten konnte.

„Am Morgen des 15. Dezember musterten wir alles, was im Lager noch am Leben war. Der Manjema-Anführer Sadi meldete, daß von seinen Leuten 14 nicht imstande seien, sich zu bewegen; Kibobora berichtete, daß von seiner Abtheilung nur sein kranker Bruder nicht gehen könne, und bei Fundi war nur ein Weib und ein kleiner Knabe zu schwach für den Marsch. Die Expedition mußte 43 Personen zurücklassen, die der Auflösung nahe waren, wenn nicht innerhalb 24 Stunden Lebensmittel herbeigeschafft wurden. Einen hoffnungsvollen Ton anschlagend, obwohl das Herz mir fast brach, sagte ich ihnen, sie sollten guten Muthes sein, ich würde die Abwesenden aufspüren, die sich vermuthlich vollstopften. Höchst wahrscheinlich würde ich ihnen unterwegs begegnen, in welchem Falle sie den ganzen Weg zum Lager zurück springen sollten. Betet inzwischen für meinen Erfolg. Gott allein kann euch jetzt helfen!“

Noch eine furchtbare Nacht im Walde; dann stieß man am 16. Dezember auf die heimkehrenden mit großen Haufen grüner Früchte beladenen Fouquierer, und nachdem der erste Hunger gestillt worden war, eilte man zurück in das Hungerlager, wo die Erschuten willkommen geheißen wurden, wie nur Sterbende die Hand willkommen heißen können, welche sie retten will.

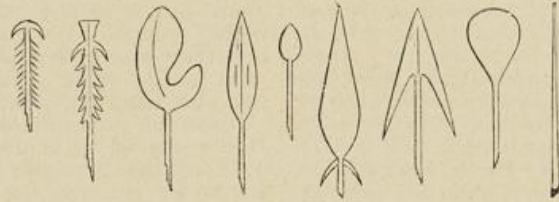
Es war im Januar 1889, als Stanley zum dritten Male am Albertsee eintraf; aber Emin Schidial hatte sich inzwischen ganz anders entschieden, als man noch vor 8 Monaten hatte annehmen können. Die Ägypter hatten gemeutert, Emin und Zephson verhaftet, und obwohl der Einbruch der Mahdisten den Gefangenen die Freiheit wiederbrachte, so hatte doch Emin über keine Provinz und keine Truppen mehr zu verfügen. Nunmehr blieb nichts anderes mehr übrig als der Rückzug nach Sansibar. Emin war „gerettet“, aber von den wichtigsten, vielleicht wichtigsten Nebenzwecken der Stanley'schen Unternehmung war keiner erreicht.

Wenn die Bewohner des offenen Landes, der Grasebene, sich nur bei der ersten Begegnung den Fremden feindlich gegenüberstellten und dann, von der furchtbaren Wirkung der Feuerwaffen belehrt, sich vor den Mächtigeren bogen, verhielten sich die Stämme des Waldes ganz anders. Bei den wiederholten Zügen der Karawane durch die Waldwildnisse hatten sie bald in Erfahrung gebracht, daß sie, da ihnen die Wildniß genau bekannt war, vor den Fremden im Vortheil seien. Sie konnten ihre vergifteten Pfeile aus dem Versteck abschießen, sie konnten einzeln Dahinziehende übercumpeln und niederstechen und machten von dieser Kriegslust gerade beim letzten Marsch Stanleys durch den Wald den ausgiebigsten Gebrauch.

In hinterlistigen Ueberfällen zeichneten sich namentlich die Zwerge aus. Seit uralten Zeiten wurde das Innere Afrikas als die Heimath der Zwerge betrachtet. Seit den Reisen Schweinfurths im Nordwesten weiß die Welt, daß die Pygmäen keine Sagengefallen sind. Schweinfurth hat den Zwergstamm der Affa entdeckt, die vermuthlich entferntere Verwandte der Buschmänner in Südafrika sind. Zwergstämme sind auch in Westafrika im Ashantilande, in dem Nigobekken als Waldnomaden gefunden worden, und man nimmt an, daß sie den Rest einer Ueberbevölkerung Afrikas bilden. Ihre Lebensweise ist überall die gleiche. Sie leben von der Jagd, benutzen vergiftete Pfeile, nomadischen im Walde. Auch die Zwergstämme, denen Stanley begegnete, zeigten dieselben Charakterzüge, wie dies die nachfolgenden Stellen aus den Schilderungen Stanleys darthun:

„Zerstrent unter den Balese zwischen Ivoto und dem Berge Pisgah im Lande zwischen den Flüssen Ngaju und Ituri, einer

Region, welche etwa zwei Drittel so groß ist wie Schottland, leben die Wambutti, die auch Batua, Alfa und Basungu genannt werden. Diese Leute sind Nomaden von weniger als normaler Größe, Zwerge oder Pygmäen, leben in dem ungelichteten Urwalde und ernähren sich von Wild, das sie sehr geschickt zu fangen verstehen. Ihre Größe ist verschieden, von 90 cm bis 1,4 m. Ein ausgewachsener männlicher Zwerg wiegt 40 kg. Sie schlagen ihre Dorfager in der Entfernung von 3–5 km im Umkreise um einen Stamm der ackerbautreibenden Eingeborenen auf, von denen die meisten schöne kräftige Leute sind. Um eine große Lichtung haben sich vielleicht 8, 10 oder 12 getrennte Gemeinden dieser kleinen Leute niedergelassen, die insgesamt 2000–2500 Seelen zählen mögen. Mit ihren Waffen, kleinen Bogen und Pfeilen, deren Spitzen dick mit Gift beschmiert sind, und Speeren, tödten sie Elefanten, Büffel und Antilopen; außerdem graben sie Gruben und bedecken sie in geschickter Weise mit leichten Stöcken und Blättern, worauf sie Erde streuen, um die unten drohende Gefahr den ahnungslosen Thieren zu verbergen. Sie stellen schuppenartige Bauwerke her, deren Dach an einer Ranke hängt, und breiten Nüsse oder reife Bananen darunter aus, um die Schimpansen, Paviane und sonstige Affen hineinzulocken, worauf bei der geringsten Bewegung die Falle zusinkt und die Thiere gefangen sind. Längs der Röhren der Ibibethagen, Bandillisse, Jahnemone und kleiner Nagethiere stellen sie Bogenfallen auf, welche dieselben beim eiligen Durchschlüpfen festhalten und erdroffeln. Außer dem Fleisch des geschlachteten Wildes benutzen sie die Haut, um Schilde herzustellen, den Pelz, um das Elfenbein; ferner fangen sie Vögel der Federn wegen, sammeln Honig im Walde, bereiten Gift und verkaufen alles an die größeren Eingeborenen für Bananen, süße Kartoffeln, Tabak, Speere, Messer und Pfeile. Der Wald würde bald von Wild entblößt sein, wenn die Zwerge sich nicht auf wenige Quadratmeilen um die Lichtungen beschränkten; sobald das Wild spärlich wird, sind sie daher gezwungen, nach andern Niederlassungen weiterzuziehen.



Pfeilspitzen der Zwerge.

Sie leisten übrigens den ackerbautreibenden großer gewachsenen Klassen der Eingeborenen noch weitere Dienste. Sie sind vorzügliche Rundscharfener und ermöglichen durch ihre bessere Kenntniß in den Wirfarten des Waldes, rasch Nachrichten von dem Herannahen von Fremden zu erhalten und ihren angeheffenen Freunden Mittheilung davon zu machen. Sie sind alle gewissermaßen freiwillige Posten, welche die Lichtungen und Ansiedelungen bewachen. Jeder Pfad, gleichviel nach welcher Richtung er geht, führt durch ihr Lager; ihre Dörfer beherrschen jeden Kreuzweg. Gegen fremde Eingeborene, welche angriffslustig sind, würden sie sich mit ihren größten Nachbarn vereinigen, und sie sind als Feinde keineswegs zu verachten. Wenn Pfeil dem Pfeil, Gift dem Gift und Ver schlagenheit der Verschlagenheit gegenübersteht, dann wird vermuthlich diejenige Partei gewinnen, der die Zwerge beistehen. Ihre kleine Gestalt, bessere Weidmannskunst und größere Böswilligkeit würden sie zu sehr starken Gegnern machen, und das sehen die ackerbautreibenden Eingeborenen sehr gut ein. Manchmal dürften sie allerdings wünschen, daß die kleinen Leute sich sonstwohin begeben möchten, da die Bevölkerung der nomadischen Gemeinden oft zahlreicher ist als diejenige der Niederlassung und letztere für kleine und oft unzureichende Gegengaben an Pelzen und Fleisch den Zwergen freien Zutritt zu ihren Bananenhainen und Gärten lassen muß. Mit einem Wort, keine Nation der Welt ist frei von menschlichen Schmarozkern; die Stämme des centralafrikanischen Waldes haben viel von diesen kleinen wilden Leuten zu ertragen, welche sich an die Lichtungen heften und ihren Nachbarn schmeicheln, wenn sie gut genährt werden, sie aber sonst durch ihre Erpressungen und Räubereien bedrücken.

Die Zwerge stellen ihre Wohnungen, niedrige Bauwerke in Gestalt eines der Länge nach durchschnittenen eihähnlichen Körpers mit einer Thür von 60 bis 90 cm Höhe an jedem Ende, roh in einem Kreise auf, dessen Mittelpunkt für die Residenz des Häuptlings und seiner Familie, sowie als gemeinsamer freier Platz

reservirt ist. Etwa 100 m vor dem Lager befindet sich auf jedem Prade ein Schilderhaus, das gerade groß genug für zwei der kleinen Leute ist und auf den Weg hinausblidt.

Es giebt unter diesen Zwergen zwei Nationen, die sich an Hautfarbe, Form des Kopfes und charakteristischen Gesichtszügen durchaus unähnlich sind. Ob die Batua die eine und die Wambutti die andere Nation bilden, wissen wir nicht, jedoch unterscheiden sie sich ebensosehr voneinander wie der Türke von dem Skandinavier. Die Batua haben längliche Köpfe, lange, schmale Gesichter und röthliche kleine, nahe zusammenstehende Augen, die ihnen einen mürrischen, ängstlichen und zänkischen Blick geben. Die Wambutti haben ein rundes Gesicht, gazellenartige, weit voneinander entfernte Augen, hohe Stirn, die ihnen den Ausdruck unverhüllter Offenheit giebt, und sind von dunkelgelber Elfenbeinfarbe. Die Wambutti bewohnen die südliche, die Batua die nördliche Hälfte des geschichteten Distrikts und dehnen sich auf beiden Ufern des Semlisi und östlich vom Ituri, südöstlich bis zu den Wäldern von Awamba aus.

Das Leben in den Walddörfern ähnelt demjenigen der ackerbautreibenden Klassen. Die Weiber verrichten alle Arbeit, indem sie Brennholz und Lebensmittel sammeln, kochen und den Transport der Güter der Gemeinde übernehmen, die Männer jagen und kämpfen, rauchen und besorgen die Politik des Stammes. Einiges Wild ist stets im Lager, außerdem auch Pelze, Federn und Häute. Sie fertigen Fischnetze und Fallen für kleineres Wild an. Die Knaben müssen sich stets mit Bogen und Pfeil üben, da wir niemals eins der Zwergendörfer passiert haben, ohne mehrere ganz kleine Bogen und Pfeile mit abgestumpften Spitzen zu sehen; auch

scheinen sie reichlichen Gebrauch von den Arzten zu machen, da die Bäume ringsumher viele Zeichen tragen, die nur von dem Probieren der Arzte herrühren konnten. Ferner fanden wir in jedem Lager einen Baum mit Einschnitten von mehreren Zoll Tiefe, sowie etwa 450 m von dem Lager eine Anzahl rautenförmiger Einschnitte auf der quer über den Weg liegenden Wurzel eines Baumnstammes, die uns jedesmal anzeigten, daß wir uns einem Dorfe der Wambutti-Zwerge näherten.

Das sind nur einige Proben aus der Fülle der eigenartigen Erscheinungen, welche uns Stanleys Werk aus dem centralafrikanischen Wald am Aruwimi mittheilt. Nicht minder merkwürdig sind die Abschnitte, die uns mit den Völkern des Graslandes bekannt machen und in denen das schneebedeckte Mondgebirge, Ruwenzori, der „Wolkentönig“, geschildert werden. Der Naturforscher und der Geograph werden das neueste Werk Stanleys mit demselben Interesse verfolgen, wie sein berühmtes „Durch den dunklen Welttheil“. Die große Masse der Leser werden die zahlreichen Abenteuer, die Kämpfe und Gefahren fesseln, und der Kolonialpolitiker wird vieles über das Verhältniß Stanleys zu Emin daraus erfahren. Leider ist diese Seite des Buches, an und für sich in unieren Tagen die spannendste und wichtigste, keineswegs eine Glanzseite desselben; denn wir erfahren darin, daß, ganz abgesehen von den verschiedenen politischen Zielen, persönliche Gegensätze die beiden hervorragenden Männer in solchen Zwiespalt versetzt haben, so daß der Gerechtere zuletzt bedauerte, sich dem Ketzer angeschlossen zu haben, und sogar bei den Missionaren am Viktoriasee zurückbleiben wollte!

Stanley hofft selbst, daß alles, was in seinem Werke von Emin Pascha berichtet ist, „dem hohen Begriffe von unserm Ideal“ nicht den geringsten Abbruch thun werde. Es ist aber unmöglich zu verkennen, daß die Haltung seines Buches mit diesem Ausspruch schwer in Einklang zu bringen und eher geeignet ist, Emin Größe in den Augen Europas zu verbunkeln. Uns Deutschen ist diese Haltung nur ein Grund mehr, an der Bewunderung für unsern großen Landsmann standhaft festzuhalten, bis er selbst einst auftritt, um wie einst seine Provinz gegen seine Feinde so seinen Namen gegen die Angriffe seines Befreiers zu vertheidigen.

dem  
der

sich  
hts  
die  
Doch  
von  
nge,  
ende  
Blick  
weit  
und  
ein  
örd  
iden  
den

der  
dem  
ans  
und  
die  
iges  
dem  
ute.  
Zal-  
Die  
Bo-  
nie-  
pas-  
gang  
abge-  
auch  
da  
dem  
r in  
Zoll  
aten-  
trzel  
uns

gsten  
rifa-  
rdig  
ndes  
irge,  
atur-  
mit  
den  
zahl-  
der  
zu  
an  
igste,  
arin,  
efen,  
lchen  
sich  
aren

von  
beal-  
glich  
flus-  
mins  
n ist  
sfern  
auf-  
einen



Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Ein Fräulein.  
Nach einem Gemälde von E. Klimsch.

## Schulldluß und Ferien.

Skizze aus dem Familienleben von Hans Arnold.

Die „großen Ferien“ nahten auf den schweren Flügeln dumpfer Sommerhitze, die erfahrungsmäßig nie hartnäckiger, schattenloser und anhaltender ist als in den letzten drei Wochen vor Schulldluß, um sich ebenso erfahrungsmäßig mit dem ersten Ferientage in kalte, regnerische und unfreundliche Witterung zu verwandeln — gleichsam, als hätte die Mutter Natur mit der weisen und mächtigen Schulbehörde den Grundsatz gemeinsam in Pacht, daß man den Kindern das Leben so sauer zu machen habe, als es irgend angehen will!

In zahlreichen Familien, welche große Städte bewohnen, macht sich um diese Zeit eine innere Gährung bemerklich! Väter suchen nach brauchbaren Vorwänden, um die Äbrigen auf eine möglichst erträgliche Insel zu bannen und mit dem beruhigten Bewußtsein, daß sie vier Wochen lang nicht davon weg können, selbst krank und frei die Welt nach allen Himmelsrichtungen zu durchstreifen.

Mütter beginnen, die Sommer- und Herbstgewänder ihrer Nachkommenschaft mit mißtrauischen Blicken auf Schönheit und Dauerhaftigkeit zu prüfen, und werden in diesen kritischen Lebensabschnitten meist nur mit einem über die Hand gezogenen Strumpf gehen, den sie auf die wichtige Frage hin: „stopfen oder anstricken?“ zweifelhaft betrachten.

Die Kinder wagen sich vor der gelösten Censur- und Besetzungsfrage — im westlichen Deutschland mit den großen Ferien zusammenfallend — noch nicht zu freuen, da ihnen bei jedem Nachlassen in ihrer armen, kleinen Stippbusarbeit die furchtbare Drohung entgegengeschleudert wird: „Wer sitzen bleibt, darf nicht mitreisen und bekommt Privatstunden während der Ferien.“ Und es sollen Fälle vorgekommen sein, wo Eltern wirklich so „entmenscht“ waren, ihre Kinder nicht mitzunehmen,“ versicherte Paul Langer seine Geschwister, als die obige Frage zur Verhandlung kam.

Dr. Langers waren übrigens fest entschlossen, dies Jahr in die Sommerfrische zu gehen, und nur das Wo und Wie bedurfte noch der Feststellung. Hausvater und Hausmutter schworen jeder auf ein anderes Reisehandbuch, und der Streiteruf „hie König — hie Becker!“ spaltete vorläufig die Familie in zwei feindliche Lager.

Die Schweiz mit ihren himmelhohen Bergen und blauen Seen lockte unwiderstehlich, und endlich war der Reiseentschluß gefaßt, daß man vollzählig diesen Aufenthalt wählen würde — und zwar unter Mitnahme des Dienstmädchens, da Frau Langer aus Sparankheitsrückichten überall ihr Wirtschaftsbuch mit hin-schleppen mußte und der furchtbaren Frage: „Was kochen wir morgen?“ in keiner Lage des Lebens zu entgehen bestimmt war.

Für die arme Hausfrau war daher der Zustand der Seligen im Paradiese vor allem an die Bedingung geknüpft, daß man daselbst nie vorher eine Ahnung haben dürste, was auf dem Mittagstisch erscheinen werde — viel weniger denn eine bohrende Verantwortlichkeit im Innern fühlen, ob der Braten zu sehr „durch“ sei — ein Vorkommniß, welches den sonst milden und gütigen Hausvater mit Blitzesschnelle in einen tobenden Tyrannen zu verwandeln pflegte.

Ehe an die Ausführung des großen Reiseplans gegangen wurde, waren aber wie gesagt noch die Schulprüfungen und ihre Ergebnisse abzuwarten. Langers sahen sich demgemäß vor die süße und ehrenvolle Aufgabe gestellt, in den letzten drei Tagen vor der Abreise zu mehreren, verschiedenen Stunden sich durch den Augen- und Ohrenschein zu überzeugen, ob man nicht besser thäte, sich das Schulgeld für Paul, Karl, Elli und Anna daer wieder herauszahlen zu lassen, — oder ob das wochenlange Eintrittren bestimmter Fragen und Antworten am Prüfungstage auch die gewünschten Erfolge haben werde.

Die Mutter hatte bereits einen lebhaften Vorgegeschmack der zu erwartenden Freuden gehabt, indem Paul und Anna zu öffentlichem Heragen je einer Dichtung von ihren verschiedenen Lehrern bestimmt waren.

Paul schnatterte daher seit vier Wochen bei jeder Gelegenheit, beim Essen, beim Schlafengehen, beim Aufstehen, sowie er der Mutter anständig wurde, los: „Une cigale avant chanté tout l'été“ und setzte jedem Versuch, ihn zu dramatischer Auffassung des Gedicht's von der „Grille, die den ganzen Sommer gelungen hatte“, zu bringen, einen dumpfen Widerstand entgegen, der

wenigstens darüber beruhigte, daß er zu dem dornenvollen Pfade des Mimen keine Neigung zeigen werde. — Anna hatte ein sündlich belehrendes Zwiegespräch zwischen zwei Bäumen vorzutragen und begrüßte auch täglich die Mutter beim Frühstück mit der wenig schmeichelhaften Anrede:

„Du alte Tanne im dunkeln Kleid,  
Du sollst dich schämen zur Frühlingszeit!“

Der große Tag des „Mädelegamens“, wie die Brüder sich ausdrückten mit männlicher Berachtung des niederen Standpunkts, auf dem die Gelehrsamkeit der höhern Töchterchule in ihren Augen stand, war herangekommen. Die jungen Damen legten eine betäubend aufs Außerliche gerichtete Gesinnung an den Tag, indem beide viel aufgeregter darüber waren, ob die blauen Kleider gut paßten und die Schleifen an den Böpfen auch die richtige Abschattung dazu zeigten, als darüber, ob die Punischen Kriege und die amerikanischen Städte — die beiden Bildungsweige, über die kein Schulmädchen von der letzten bis zur ersten Klasse hinauskommt! — auch in den Köpfen fest saßen.

Die Mutter war mißgestimmt, da das Examen die Rücksichtslosigkeit beging, nachmittags um drei Uhr stattzufinden, zu einer Tageszeit, in welcher der normale Mensch sich mit Bewußtsein und Genuß dem Verdauungsgefächte anheimgibt und zu nichts weiter Neigung hat, als sich aufs Sofa zu legen und bei einem Schmöker die Welt und ihre Sorgen auf eine halbe Stunde zu verabschieden.

Statt dessen mußte die Hausfrau unmittelbar nach dem letzten Bissen sich mit Hut und Tuch bekleiden und in wahrer Bratenhitze mit ihren hieherhaft aufgeregten Töchtern nach dem Schulhause wandern, wo bereits eine Schar hüpfender, schnatternder, langköpfiger Mädchen vor der Hausthür stand und mit jenem prüfenden Blick die gegenseitige Toilette musterte, ohne den auch erwachsenere Damen schwer aneinander vorbeikommen können!

Oben angelangt, fand die Mutter zu ihrer Empörung und Beschämung, daß sie von der zum Zuhören eingeladenen Elternschaft „die erste“ war, ein Zustand, der merkwürdigerweise für jeden Menschen das Gefühl einer gewissen Blamage in sich schließt, wogegen „der letzte“ sich immer einigermaßen vornehm vorkommt, — ein seelischer Vorgang, der ebenis räthselhaft als unbefreitbar ist!

Ein Tisch, mit Handarbeiten bedeckt, zeigte zur Befriedigung unserer Hausfrau, daß die dem weiblichen Geschlecht angemessenen Beschäftigungen noch nicht im Wufte der Gelehrsamkeit erstickt waren, und ihre Freude wäre noch größer gewesen, wenn ihr nicht Anna ein graubraunes, räthselhaftes Gemebe mit schönem Selbstgefühl als „mein Strumpf“ vorgestellt und sogar sich nicht entblödet hätte, eine Karte mit dem auf diese Weise recht gebrandmarkten Familiennamen an dem furchtbaren Werk zu befestigen. Als Erstgekommene wurde die Mutter auf einen der allgemeinen Aufmerksamkeit ausgelegten Platz in dem etwas dumpfen, heißen Raum genöthigt und saß daselbst wohl zwanzig Minuten lang regungslos und schmorend einer Reihe leerer Bänke gegenüber, indem sie sich geradezu tödlich langweilte und sich beständig innerlich erbittert ausrechnete, wie gut und reichlich sie in dieser Zeit hätte Siefta halten können!

Endlich gab der Klingelton das Zeichen zum Beginn der „Vorstellung“, die jungen Damen erschienen paarweis, verlegen lächelnd, und nahmen ihre Plätze ein. Die beiden Schwestern unserer Familie Langer gehörten zum Glück derselben Klasse an und waren die zunächst Examinirten.

Die Mutter hatte nun den Hochgenuß, das Gedicht von der „alten Tanne“ mit wenigstens der Abwechslung wieder zu hören, daß Elli, von Schüchternheit übermannt, gänzlich unhörbar flüsterte und die Versammlung in lebhafter Spannung darüber erhielt, ob sie die Schillerische „Bürgschaft“ oder „Gott grüß' Euch, Alter, schmedt das Pfeischen?“ deklamire — ein Zweifel, der auch noch ungelöst blieb, als Elli mit einem Tanzstundentanz von etwas windschiefer Richtung der Deffentlichkeit für heut Lebwohl gesagt hatte.

Das nun folgende Examen in der Erdkunde war für die Mutter ebenfalls kein glücklicher Zustand! Der drohende Zeigefinger des lehrenden Fräuleins kehrte von den Mägen ihrer Töchter, auf die er bei jeder Frage gerichtet war, leer und ununterrichteter Sache zurück, — ja, nicht genug damit, — Anna suchte sogar zweimal

zu zeigen, daß sie Bescheid wisse, und als sie auf diese Andeutungen hin mit einem ermutigenden: „Nun, Nemnden?“ zum Berwerthen ihrer Kenntnisse aufgefordert wurde, schwieg sie gänzlich und ließ es ewig unaufgeklärt, warum sie sich so löwenföhrn der furchtbaren Möglichkeit des Gefragtwerdens ausgesetzt habe!

Das einzige Mal, wo Frau Langer die Stimme einer ihrer Töchter vernahm, war, als Elli auf die bescheidene Anfr.: „Welcher bekannte Held war in Küstrin gefangen?“ mit sanfter Sicherheit die überraschende Antwort gab: „Columbus!“, ein geringfügiger Irrthum, den das gewandte Fräulein mit einem schnellen und unbefangenen „ganz recht — Friedrich der Große!“ in einen Treffer erster Güte umzuwandeln wußte.

Die Mutter, auf ihrem bevorzugten Platz, wüschte fortgesetzt, daß sie die Erde verchlänge, da sie die Kritik sämtlicher Bekannten fürchtete, — eine Beforgniß, die darum recht unbegründet war, weil alle Eltern nur auf ihre eigenen Paulas, Emmys oder Elsen achteten und hinterher beim besten Willen nichts darüber hätten berichten können, was die Töchter anderer Leute gewußt oder in diesem Fall nicht gewußt hätten!

Die Prüfung ging solchergestalt ruhmlos für die Familie Langer zu Ende, und als die Mutter mit ihren beiden jungen Damen den Heimweg antrat, that sie als einzige Kritik den vernichtenden Ausspruch: „Wie gut, daß der Papa nicht mit war!“ eine Wahrheit, der sich der betreffende Papa nachher aus voller Seele anschloß, indem er auf den Bericht der Mutter nach etwas roher Männerart bemerkte: „Es ist mir übrigens ganz einerlei, Auguste, ob die Mädels etwas lernen — wenn sie eine gute Suppe kochen können, so mögen sie meinewegen sagen: ‚Der Cid ist in Prenchisch-Ghau geboren und in Moskowitz erzogen worden‘ — darauf kommt es nicht an!“

Die Prüfung der Söhne hätte naturgemäß ernster genommen werden müssen, doch da sich dieselbe für die in Frage kommenden Klassen nur auf ein Deklamatorium beschränkte und die entscheidende Thatsache, daß sowohl Paul wie Karl — letzterer allerdings als neunundzwanzigter unter einunddreißig Schülern! — verfest seien, bereits auf geheimnißvollem Wege durchgesiebert war, so konnte man diesem großen Akt mit heiterer Ruhe entgegensehen.

Die Kleiderfrage der namenlos glatt gebürsteten jungen Männer war ja auch viel leichter zu entscheiden! Paul wüthete allerdings im letzten Augenblick durch das ganze Haus, um alle Schubfächer und sogar die Speisekammer aufzureißen und einen dunkelblauen Schlips zu suchen, den er verlegt hatte, und Karl vergoß ein paar stille, aber bittere Zähren über einen Kittel, dessen Schnitt ihm die schimpfliche Bezeichnung „Mädelsack“ eingetragen hatte. Aber im großen und ganzen wurde die Sache doch weniger wichtig behandelt, und die Eltern — bei den Jungen gingen beide Eltern mit! — begaben sich in gehobener Stimmung nach dem Turnsaal des Gymnasiums, wo das Deklamatorium stattzufinden hatte.

Die Sexta eröffnete dasselbe mit ihren rührenden Piepsstimmen und dem Gesang: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus“ — eine Zeitverwechslung, welche in der Gluth des Augustmorgens allerdings nicht zu streng genommen werden durfte!

Dann betrat ein befehliger Abiturient, der schon wußte, daß ihm die Maxteranstalt der Schule nichts mehr anhaben konnte, freien Blicks die erhöhte Rednerbühne und donnerte eine vernichtende Verurtheilung der spartanischen Einseitigkeit und ein ebenso begeistertes Loblied auf die perikleische Hochbildung, die auch dies Gymnasium durchwehe, in den Zuhörerkreis, zugleich die Versicherung abgebend, daß die Studentenzit vom ersten Semester an für ihn und seine Genossen nur eine Gelegenheit zu eisernein Fleiß und unaufhörlichem Arbeiten sein werde — ein kühner Ausspruch, der von den Vätern mit säuerlichem Lächeln und mäßig überzeugt angehört wurde.

Als erste Frucht der perikleischen Bildung trat nun unser Paul mit der wochenlang eingeübten Dichtung von der Grille und der Ameise auf die Bretter, die ihm heute die Welt bedeuteten, und sang auch ganz frisch an, bis etwa zur Hälfte, wo das rucklose Gedächtniß ihm plötzlich mitten durchzuknicken schien, er bis unter die Haarswurzeln erröthete und einen wilden, fliehenden Blick in die Menge warf.

Ein freundlicher Mitschüler überlieferte ihm übrigens im brüllenden Flüsterton das verhängnißvolle Fehlwort, und somit durfte der Kunstgenuß nun ohne weitere Unterbrechung zu Ende geben.

Die Mutter konnte sich aber, ehe Paul mit fürstlichem Anstand von seinem erhöhten Standpunkt herabstoch, eines leisen, mißbilligen-

den Kopfschüttelns an seine Adresse nicht erwehren, da ihr die beständigen häuslichen Uebungen der letzten Wochen angesichts dieses Unfalls als recht überflüssig erscheinen mußten.

Karl war einer ähnlichen Probe überhoben. Da er nur, wie er zu Hause triumphirend erzählte, „solo mit sechzig andern“ ein Lied vortrug, so war nicht anzunehmen, daß er so betrübend falsch singen werde, um sämtliche sechzig Solisten zu übertönen, und das „Ade, du mein lieb Heimathland“ ging denn auch glänzend und glatt vorüber.

Einige erheiternde Zwischenfälle fehlten dem großen Tage nicht. Daß dem Wilhelm Tell beim Verkünden seines Vorhabens

„Nach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt,  
Fort müßt du, deine Uhr ist abgelaufen!“

die Stimme vom dräuenden Paß zu quetschender Kindlichkeit umknappte, nahm der Sache viel von ihrem unheimlichen Charakter. Der „Die Kraniche des Jyhus“ Vortragende machte sich des keinen Verlebens schuldig, in tiefbewegtem Ton zu verkünden:

„Er sieht, schon kann er nicht mehr sehn,  
Die nahen Stimmen furchtbar krän!“

eine Leistung, die bei der Schwierigkeit der Ausführung ein verwundertes Gefühl in der Brust der Hörer weckte.

Jetzt traten zwei Obertercianer auf, von denen der eine sich durch einen Fugelrunden, schwarzen Krankkopf auszeichnete und zu allgemeiner stürmischer Heiterkeit von seinem Gefährten angedet wurde: „O König, schöner König mit Deinem goldenen Haar“ — eine Mißachtung der Thatsachen, die allerdings dem tragischen Inhalt des Gedichts vom armen König Enzio einen drolligen Beigeschmack verlieh, der den Verfasser gewiß recht schmerzlich berührt hatte.

Noch stärkere Zumuthungen an die Einbildungskraft der Hörer wurden aber gestellt, als zwei muntere Sekundaner sich als Elisabeth und Maria Stuart in den bekannten lebhaften Janf einzulassen hatten. Und als der eine in seinem Fräckchen in die Kniee sank und von dem andern beschuldigt wurde, daß er durch seine Schönheit und Gefallsucht in der Männerwelt doch unverantwortlich viel Schaden angerichtet habe, — da brach minutenlang ein so tosender Jubel los, wie er kaum je eine Maria Stuart lebhafter gefeiert haben dürfte, wenn ihr auch vielleicht eine weniger heitere Färbung des Beifalls angenehmer gewesen wäre!

Wie alle Freunden der Erde, so nahm auch diese ein Ende! Der Oberlehrer, ein zweiter Paris, der statt der Aepfel die Zeugnisse in Händen hielt, hatte das Urtheil über die Häupter seiner Untergebenen gerufen — Karl und Paul waren verfest!

Diese Thatsache ist für Eltern und Kinder ja stets beglückend, obwohl sie, bei Licht besehen, zunächst die gänzlich unbeschäftigten, tobenden Ferien ohne Aufgaben und sodann die massenhafte Anschaffung neuer Schulbücher nach sich zieht. Während nämlich Schiller, Goethe, Homer, Shakespeare und andere gewöhnliche Sterbliche die angenehme Eigenschaft besitzen, daß ihre Werke jahraus, jahrein dem Wechsel der Moden Trotz bieten, haben der unsterbliche Plöz, der gesegnete Ostermann und der brave Daniel die berechtigte Eigenthümlichkeit, mit rasender Schnelle zu „veralten“ und bei jeder Klasse einer neuen Ausgabe zu bedürfen, so daß in Elternherzen der schmerzliche Seufzer aufsteigt, ob nicht ihr Inhalt von etwas dauerhafterem Stoff gemacht werden könnte. Selbst Lesebücher „veralten“ von Jahr zu Jahr und können nicht von vorgerrückten Geschwistern geerbt werden, obwohl nach vielfacher Erfahrung die Schüler und Schülerinnen nach der Auffassung des beschränkten Elternverbandes gerade so gut nach einer Ausgabe von 1875 lesen lernen könnten, als nach der „neuesten“ und „allernuesten“.

Doch das ist nun nicht zu ändern, und wie andere Leute, so finden sich auch Langers mit Würde in das Unvermeidliche und freuen sich der Thatsache, nun wieder auf ein Jahr der bangen Frage „sigen bleiben oder nicht?“ überhoben zu sein, einer Frage, welche Söhne nur durch ihre Kindheit zu begleiten — bei Töchtern dagegen erst nach der Einsegnung entscheidende Wichtigkeit zu erlangen pflegt.

Da diese ernste Angelegenheit nun abgethan war, so konnte sich die Mutter mit ganzer Seele dem Paden des Frachtforbes zuwenden, eine Beschäftigung, in der sie nur durch das kleinste Kind des Hauses unterbrochen wurde, welches alles, was zu Reisezwecken dienen sollte, als ehear aufzufassen geneigt war und von der Hausfrau durch beständige eintönige Zurufe: „Nicht in den Mund!“ an diesem unheilvollen Beginnem gehindert wurde.

Die größeren Kinder brachten voll Eifer allerhand geschleppt, was sie für die Reise unbedingt zu brauchen behaupteten.

Die beiden Puppen wurden, ohne Rücksicht auf ihre Gliedmaßen, auch glücklich mit eingestopft, ebenso eine Schachtel Bleisoldaten. Als aber Paul mit einem Schild von etwa zwei Metern Länge und entsprechender Breite antrat und ohne diesen nicht vier Wochen leben zu können behauptete, schien es doch an der Zeit, den übermäßigen Ansprüchen Einhalt zu thun; der Indianerschild blieb zurück und ebenso die Steinsammlung, da die letztere der Leichtigkeit des Frachtgepäcks nicht eben förderlich erschien.

Nachdem der umfangreiche Korb als solider Zugvogel den Weg in die wärmere Zone der Schweiz vorangeschoben war, nahte für die Familie selbst der Reisetag. Der Vater, dessen kurz bemessene Urlaubszeit bedächtiges Einhalten derselben benötigte, machte sich bereits vorher von der Familie los, da er es sich mit Recht nicht allzu niedrig dachte, mit fünf Kindern unter zwölf Jahren zu reisen.

Als unsere Hausmutter am Morgen mit ihrer etwas verdrießlichen Küchenfee und allen Kindern reisefertig da stand, überzählte sie mit Feldherrnblick das Handgepäck. Da nämlich die genommenen Rundreisebillette kein Freigepäd gestatteten, so mußte alles, was eine große Familie auf der Reise und in den ersten Tagen am neuen Aufenthaltsort etwa gebraucht, „auf Händen“ getragen werden, ein Verfahren, welches nur der zu schätzen weiß, der es „schaudernd selbst erlebt“. Die Gepäcksstücke erreichten die frohe Zahl elf ohne das Tragkind, welches als einjähriges Menschenwesen doch vollberechtigt war, ebenfalls als Handgepäck zu gelten.

Die elf Gegenstände, beginnend bei der Rolle mit Regenschirmen und endend bei dem Korbe mit gewärmten Milchflaschen, wurden nun zu übersichtlicher Vertheilung gruppiert; da aber beständig einer noch etwas hinzubachte oder wegnahm, so gestaltete sich dieses Bild etwa wie die Figuren in einem Kaleidoskop. Besonders ein kleiner, grauer Koffer zeichnete sich durch beständiges, tüchtiges Verschwinden aus, so daß der Ruf: „Wo ist der graue Koffer?“ mit solcher Regelmäßigkeit erklang wie der Schlag einer Kuckucksuhr.

Jetzt wurden nach dem Spruch: „Ein jeder Stand hat seine Last“ den einzelnen Mitgliedern der Familie ein oder mehrere Stücke zugestrichelt. Die Jungen, die es erniedrigend für ihre gesellschaftliche Stellung fanden, überhaupt etwas zu tragen, erlagen im ersten Augenblick schon unter dem Gewicht jedes, auch des kleinsten Päckchens, das ihnen zugemuthet wurde, und mußten erst durch die höfliche Anfrage: „Ihr habt wohl schon lange keine Prügel mehr gekriegt?“ auf den Weg der Mannszucht zurückgeführt werden.

In zwei Droschken wurde nun die Familie mit allen Sachen hoch aufgeschürmt; allein die Ueberfüllung der Gefährte hatte die betäubende Wirkung, daß unterwegs mehrere Stücke Gepäck, darunter natürlich der boshafte graue Koffer, herausfielen, so daß man halten und unter dem Angstgeschrei der Kinder: „Wir kommen zu spät!“ das Entrollte wieder holen mußte.

Man kam erstaunlicherweise doch noch rechtzeitig an und fand, dank einem fünfzigpfennigstück, welches in die Hand eines vollständig ahnungslos dabei dreinschauenden Schaffners wanderte, ein Coupé für sich allein, in dem man nun, wie sich mit Leichtigkeit berechnen ließ, etwa anderthalb Stunden lang reisen würde.

Die schon vor der Abfahrt fast zu Tode erschöpfte Mutter befand sich aber noch immer in qualvoller Verfassung, da das Dienstmädchen einen Theil des Handgepäcks mit in der andern Wagenklasse hatte und beständige Zweifel die Seele der Hausfrau zermühten, ob die verhängnißvolle Zahl elf auch stimmte. Infolgedessen wurde auf jeder Station mit Wagenwechsel der Zettel mit dem Verzeichniß der Sachen wie das Aufgebot in der Kirche abgelesen, ein Verfahren, welches die Reise zu einer beständigen Heßjagd gestaltete, da zum Zugwechsel gewöhnlich nur zehn Minuten Zeit war.

Die Kinder waren zuerst noch artig genug! Sie hatten ein segensreiches Spiel alter Karten mit und spielten auf Pauls Tornister „Tod und Leben“, während das Kleine ein Biskuit unparteiisch in seinen Mund, über sein Gesicht und seine Kleider vertheilte und in dieser Beschäftigung vollstes Genügen zu finden schien.

Nach dem dritten Male Umsteigen aber, und nachdem der Korb mit den Schwären infolge der an ihn gestellten ungeheuren Anforderungen fast geleert war, begann die Reiseungezogenheit in ihrer furchtbarsten Gestalt Platz zu greifen. Man war zum Ueberfluß noch mit einigen schwer zu beklagenden Mitreisenden in ein

Coupé gekommen, deren einer, augenscheinlich ein Handlungsdiener mit einer lawn-tennis-Mütze, der gern für einen Lord gehalten sein wollte, beim Erblicken der Kinderschar und des eben heftig schreienden Nesthäkchens fast in Weinkämpfe verfiel und der verlegenen Mutter solche giftigen Blicke zuwarf, als wenn Kinder überhaupt etwas Verwerfliches, schreiende Kinder aber eine ganz ausgefuchte Niederträchtigkeit wären.

So kam man bis Luzern, wo die Alpenkette in ihrer ganzen Schönheit sich vor den Blicken der Fremden anstalt und die Mutter, in großer Besorgniß vor der berufenen Theuerung großer Gasthöfe, ihre Angehörigen in eine kleine, furchtbare Räuberzweife führte, bei Ueberreichung der Rechnung für das ungenießbare Futter aber trotzdem fast ohnmächtig wurde, da dieselbe ihre kühnsten Erwartungen um das Dreifache ungefähr übertraf und die Kinder beständig laut und leise versicherten, sie wären nicht satt geworden! —

Der Dampfer „Germania“ nahm unsere Gesellschaft freundlich auf. Wie es bescheidenen Ferienreisenden geziemt, bestieg man die zweite Klasse und hatte sich eben daselbst häuslich eingerichtet begonnen, als der erschreckende Ruf: „Weg da — es chimm a Viech!“ alles emporfahren ließ. Wirklich nahmen ein choleric aussehender Ochse nebst einem sanften Kalbe neben der Familie Langer Platz, entschieden in der Absicht, auch eine Vergnügungsreise zu machen, wenn auch vielleicht mehr zum Vergnügen des sie erwartenden Fleischer als zu ihrem eigenen!

Der Ochse brüllte die ganze Zeit tief und laut in langgezogenen Tönen, was recht nervenberühigend wirkte und nur den einen Vortheil hatte, daß er das Wimmern des Jüngsten überdeckte, welches sich wie alle kleinen Kinder auf Reisen unsäglich unglücklich fühlte und alle ihm sonst eigene philosophische Ruhe eingebüßt hatte.

Mit Einbruch der Dämmerung erreichte man den Ort, der für die nächsten vier bis fünf Wochen den Vorzug haben sollte, Langers zum Aufenthalt und zur Erholungsstätte zu dienen. Die unbesehene gemietete Wohnung erwies sich trotz dieser Tollkühnheit als sehr hübsch und freundlich, und der erste Eindruck des Landaufenthalts war ein durchaus anmuthender.

Daß die Zimmerthüren unglaublich niedrig waren und die Decken nahe über den Häuptern der Einwohner schwebten, konnte unsere Hausfrau mit verhältnißmäßiger Gemüthsruhe ertragen, da sie klein von Gestalt war, ihre Kinder ebenfalls noch nicht „das Maß“ hatten und man überdies mit Zuversicht darauf rechnete, die Ferien größtentheils unter Gottes freiem Himmel zu verleben.

So ergriff man denn ganz wohlgenüht Besitz von dem neuen Quartier. Paul und Karl erwiesen sich allerdings sofort als störend, indem sie schon in der Ankunftsminute die Mutter von beiden Seiten am Kleide zogen und flehten, heute abend noch im See baden zu dürfen, ein unsinniges Verlangen, welches mit der ihm gebührenden sittlichen Enärstung zurückgewiesen wurde: „Ihr seid wohl verrückt?“

Nach diesem Bescheid langweilten sich beide Jungen sofort bis zur Verzweiflung und verlangten zu wissen, was sie dann überhaupt hier machen sollten, — eine Frage, die sich als Zukunftschatten düster vor die Seele der Mutter stellte.

Die Köchin, die draußen in dem ihr geweihten Raum das Klätschen für das Kleine zu wärmen hatte, tobte wie ein Ungewitter umher, denn die Bauart des Ofens war eine ihr fremde, und sie frug sich und alle andern beständig in den höchsten Tönen, wie man denn in diesem Ofen kochen sollte! Der Vorstellung, daß doch Generationen schon hier gekocht und geschmort hätten, setzte sie ein verächtlich ungläubiges Gesicht entgegen und war allem Anschein nach fest entschlossen, sich und der Hausfrau nach Kräften das Leben in der Schweiz zu verbittern. Jeder Hinweis auf die Schönheit der umgebenden Natur wurde von der Köchin mit empfindungsloser Gleichgültigkeit hingenommen, da ihr nach Art dieser Bildungsstufe ein heimischer Biergarten mit dem dazu gehörigen Schloffer, Tischler oder Weichensteller viel anmuthender war als Alpen und See.

Die ersten Tage im neuen Aufenthaltsorte gingen äußerlich und innerlich ziemlich wolkenlos vorüber. Das Wetter war warm und klar und die Kinder konnten durch Spaziergänge und Spiele im Freien leicht beschäftigt werden. Als drohender Feind des häuslichen Friedens stellte sich nur ein Einwohner des benachbarten Gasthofs zum „Goldenen Stern“ dar. Dieser Mann, ein wohlwollender Brite, der wegen seines behäbigen blühenden Neukeren von den Jungen ungalant, aber bezeichnend „das Beestee!“ genannt wurde,

hatte ein Ruderboot auf die Dauer gepachtet und sehnte sich beständig nach einem Opfer, das sich von ihm in den See hinaus rudern ließe.

Nachdem Karl und Paul dies einmal erfahren hatten — den Mädchen war Rudern in handelnder und leidender Form als etwas Unweibliches ein für allemal streng unterjagt worden! — strebten ihre Seelen nur noch nach diesem lebensgefährlichen Vergnügen, und sie schwänzelten und wedelten so lange mit sprechenden Blicken um den seefahrenden Gentleman herum, bis dieser ihre stumme Bitte verstand und fortan täglich mehrmals durch die Frage: „Wollen Ihre Knaben mit mir rudern?“ die Mutter in die unangenehmste Lage brachte, die wie Scylla und Charibdis keinen Ausweg zuließ!

Sagte sie ja, so beraubte sie sich auf zwei Stunden jedes Seelenfriedens, da sie während dieser Zeit ihre wilden, unbändigen Söhne unter der Obhut eines ganz Fremden auf den Wogen schaukelnd wußte und bei jedem Wölkchen am Himmel schon innerlich wiederholte:

„Es rast der See und will sein Opfer haben!“

Sagte sie nein, so saßen Paul und Karl als gemiß-

handeltes Eigenthum einer überängstlichen Mutter zornig und mürrisch in der Stube, wiesen jede andere vorgeschlagene Berichtigung mit dem überraschenden Vergleich zurück, sie sei „langweilig wie die Pest!“ — und verwünschten die Ferien, die Schweiz und die ganze Welt in längeren Selbstgesprächen.

Frau Langer zählte demgemäß schon die Tage, bis das „Beefsteak“ die heimischen Gestade wieder aufsuchen würde.

Die Mädchen waren leichter zu beschäftigen. Sie errichteten Kaufläden im Garten und hatten überdies eine tief zu beklagende junge Krage entdeckt, mit der sie Zeit und Weile vergaßen und die sie in liebendem Bettstreit um ihren Besitz schon zu über zwei Drittel ihrer natürlichen Länge ausgezerrt hatten.

Soweit ging alles gut und schön — da überzog sich eines Morgens der Himmel und traf die unverkennbarsten Anstalten, sich auf ein dauerhaftes Regenwetter einzurichten. Die Berge verschwanden langsam, aber sicher hinter dicken Nebelschleieren, der Dorfweg weichte zu einer braunen, zähen Creme auf, die in liebender Anhänglichkeit sich jeder Schubhohle anheftete, und die einzige Staffage der Landschaft waren Regenschirme.

(Schluß folgt.)

## Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Ortmann.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Ein glücklicher Zufall fügte es, daß Wolfgang nicht beschäftigt war, als ihm der Besuch Mariens durch seinen Diener gemeldet wurde. In der herzlichen Art seiner Begrüßung verrieth sich nicht die leiseste Empfindlichkeit darüber, daß sie seit dem halb ungewollten Besuche in Gillys Begleitung seine Wohnung nicht wieder betreten hatte. Mit einem munteren Scherzwort führte er sie in sein Arbeitszimmer, und mit einer zärtlichen Bewegung strich er über ihr weiches, goldblondes Haar, als sich Marie dort wortlos und stürmisch in seine Arme warf.

„Steht es so, mein armer Liebling?“ fragte er voll inniger Theilnahme, wenn auch ohne jeden Anflug von Ueberraschung, „hat man Dir da draußen ein Leid angethan?“

Als hätte der weiche Klang seiner Stimme sie schmerzlich getroffen, richtete Marie sich auf und versuchte, sich zu fassen.

„Nein, Wolfgang, ich verdiene nicht, daß Du mir so liebevoll und brüderlich entgegenkommst.“ sagte sie. „Du sollst mich schelten und sollst mir bittere Vorwürfe machen! Um Dich habe ich ja zehnfach alles verdient, was mir widerfahren ist!“

Er legte seinen Arm um ihre bebende Gestalt und geleitete sie zu dem Sofa, auf welchem er sich an ihrer Seite niederließ.

„Es soll Dir im voraus von Herzen verziehen sein, meine liebe Marie! Wollte der Himmel, daß nie eine größere Sünde auf Erden begangen würde als die, deren Du Dich gegen mich schuldig gemacht haben magst!“

„Du kannst eben nicht ahnen, wie lieblos und wie feig, wie erbärmlich feig ich gehandelt habe. Ich habe Dich verleugnet und verathen, ich habe schweigend gebuddelt, daß man Deine Ehre antastete — ja, ich war schlecht genug, Deinem Freunde hindernd in den Weg zu treten, als er die Verleumder zur Rechenschaft ziehen wollte!“

Es war, als ob sie von einem leidenschaftlichen Verlangen erfaßt wäre, sich selbst anzuklagen, als ob sie sich nicht genug thun könnte in dem Bestreben, ihm das Verdammenswerthe ihres Thuns im grellsten Lichte zu zeigen. Aber Wolfgang ließ sich durch die Rücksichtslosigkeit dieser Selbstbezüglichung nicht beirren. Etwas ernster zwar, doch noch immer mit jener milden Freundlichkeit, die seinem mannhafteu Antlitz so wohl anstand, beugte er sich zu ihr herab und sagte, indem er ihre Hand ergriff:

„Wie übel muß man Dir mitgespielt haben, mein Schwesterchen, wenn Du darüber so hart und ungerecht werden kannst gegen Dich selbst! Sieh, es würde mir gar nicht schwer fallen, Dir zu antworten: was Du auch immer an mir gefehlt haben magst, es ist freudig vergeben, auch ohne daß Du mir's beidtest! Aber ich weiß, daß ich Dir damit keinen Dienst erweisen würde. Nicht so sehr auf meine Vergebung kommt es ja an als darauf, daß Du Dir selbst verzeihst, und dazu ist ein offenes Bekenntniß sicherlich der beste Weg. Nur daß ich Dir dabei ein wenig zu Hilfe komme, wirst Du mir erlauben. Vielleicht errathe ich viel mehr, als Du vermuthest.“

XXXVIII. Nr. 27.

Betroffen und wie von einer schmerzlichen Befürchtung erfaßt, sah sie zu ihm auf.

„Man hat Dir also erzählt —? Lothar hat mich zu seiner eigenen Rechtfertigung bei Dir verklagt?“

Berneinend schüttelte Wolfgang den Kopf.

„Niemand hat Lothar anders als mit dem Ausdruck der Achtung und Freundschaft von Dir gesprochen. Aber der Wortlaut Deiner Anklage macht es mir leicht, auf die Natur des Vergehens zu schließen. Man hat in Deiner Gegenwart von mir geredet, ohne zu ahnen, daß Du meine Schwester seist — man hat mich ein wenig verlästert, mich vielleicht einen Schwindler oder dergleichen genannt, und Du hast dazu geschwiegen — das ist alles, nicht wahr?“

„Nein, es ist nicht alles, Wolfgang, obwohl es auch so schon schlimm genug wäre! Aber ich habe mehr gethan als das! Ich habe Lothar zurückgehalten, als er seiner Freundespflicht Genüge thun wollte — mit dem Aufgebot aller Mittel, ja, fast gewaltfam habe ich ihn daran gehindert.“

„So? — Und warum hast Du das gethan?“

Marie blickte starr vor sich hin.

„Weil ich einen andern schonen wollte, den ich damals höher stellte als Dich. Weil Engelbert von Brendendorf es war, den das Eingreifen Lothars am härtesten getroffen haben würde.“

Beinahe tonlos war diese Erklärung von ihren Lippen gekommen. Voll warmen Mitleids ruhte Wolfgangs Blick auf ihrem bleichen Gesicht; aber erst nach einem kleinen Schweigen sagte er mit ruhigem Ernst: „Das war Grund genug, Marie! Auch wenn ich minder schuldig daran wäre, daß Du jener Verführung ausgesetzt werden konntest, würde ich kein Recht haben, Dir zu zürnen. Auch Stärkere als wir sind unterlegen in dem Zwiespalt zwischen Pflicht und Liebe.“

„Liebe?“

Eine Welt von Schmerz und Bitterkeit lag in dem Ausdruck, mit welchem sie das Wort wiederholte. Dann verbarg sie plötzlich das Gesicht in den Händen, unfähig, sich länger zu beherrschen.

Sacht und lieblosend, fast mit der Zartheit eines Vaters legte Wolfgang seinen Arm um ihren Nacken.

„So viel von mir, Marie! Du hast vor allem Dein Herz erleichtern wollen von der vermeintlichen Schuld, und ich habe Dich nicht daran gehindert. Nun aber laß uns von Dir sprechen und von dem Unrecht, das man Dir gethan hat! Du hast recht gehandelt, daß Du zuerst zu mir gekommen bist!“

„Zu wem hätte ich auch sonst gehen sollen? Bist Du denn nicht der einzige Freund, den ich auf der Welt besitze?“

„Der aufrichtigste jedenfalls, mein liebes Schwesterchen! Aber nun wirst Du mir ohne Rückhalt alles sagen, nicht wahr?“

„Ja — alles!“ bestätigte sie mit festem Entschluß, und eine wie graufame Aufgabe es auch für sie sein mochte, vor einem



anderen von ihrem kurzen Liebestraum und von dem kläglichen Erwachen zu sprechen, welches demselben gefolgt war, so nahm sie doch mit tropischem Muthe die neue Demüthigung auf sich, welche für sie in diesen Bekenntnissen lag. Ohne ihre mädchenhaften Empfindungen zu schonen, berichtete sie alles, was sich seit ihrem ersten Besuche im Hause des Generals zwischen ihr und Engelbert zugetragen hatte; sie verschwieg nichts und sie suchte nichts zu vertuschen oder zu entstellen.

„Nun weißt Du alles!“ schloß sie ihre Beichte, nachdem sie auch den kurzen Auftritt auf dem Bazar geschildert hatte, „und nun ist es an Dir, mir zu sagen, was jetzt geschehen wird.“

Gegen die Polster des Sofas zurückgelehnt, hatte Wolfgang ihr zugehört, ohne sie zu unterbrechen.

„Was jetzt geschehen wird? — Nun, ehe wir davon sprechen, ist es an mir, Dir ebenfalls ein kleines Geständniß abzulegen. Wirßt Du mir zürnen, wenn ich Dir sage, daß ich seit Lothars letztem Besuche diese schmerzliche Stunde mit voller Sicherheit vorausgesehen habe?“

Mit großen, erstaunten Augen wandte sich ihm Marie zu. Ein dunkles Roth stieg ihr langsam in die Wangen.

„Also hat er dennoch den Angeber bei Dir gemacht? — O, das ist schändlich — schändlich!“

„Ich vermag in dem, was Lothar gethan hat, wahrhaftig nichts Schändliches zu erblicken, Marie! Er hat gewiß nicht spionirt; aber Du und Engelbert, Ihr habt es ihm wahrscheinlich sehr leicht gemacht, Euer Geheimniß zu errathen. Und daß er dann mit seiner Entdeckung zu mir kam, geschah vollends in der rechtschaffensten Absicht von der Welt. Er wußte, daß der General zu Eurer Vereinigung niemals seine Zustimmung geben würde, und er wußte auch, daß Engelbert nicht der Mann wäre, sich einem väterlichen Machtwort mit Festigkeit und Entschiedenheit zu widersetzen. Und weil er bei dieser Kenntniß der beteiligten Personen das Ende Deines Romans nur zu gut voraussah, wandte sich Lothar an mich, um meine brüderliche Einmischung zu fordern. Ich sollte Dich warnen und sollte meinen ganzen Einfluß aufbieten, Dich zum Verlassen des Hauses zu bewegen.“

„Mich zum Verlassen des Hauses zu bewegen — ja, das glaube ich gern! — Und was hast Du ihm darauf geantwortet?“

„Ich habe ihm geantwortet, daß ich von der Berechtigung seiner Befragnisse zwar vollkommen überzeugt sei, daß ich mich aber jeder Einwirkung auf Dein Thun und Lassen enthalten würde, so lange Du die Mittel besähest, Dich selbst zu schützen. Du bist ja kein Kind mehr, und ich habe drüben in Amerika gelernt, die persönliche Freiheit hochzubalten. Ein kleiner Kummer, den wir der eigenen Thorheit zu danken haben, ist jedenfalls viel leichter zu ertragen und viel heilsamer für unser künftiges Leben, als der willkürliche Eingriff eines anderen in unser gutes Recht der Selbstbestimmung.“

Vielleicht klangen seine Worte zu wohl überlegt und zu kühl verständig, als daß sie auf Mariens schmerzlich erregtes Gemüth hätten eine wahrhaft wohlthuende Wirkung ausüben können. Sie sah eine Weile still vor sich hin, ehe sie mit leisem Kopfschütteln erwiderte: „Es wäre wohl auch umsonst gewesen, wenn ich hätte Dir ja sicherlich nicht geglaubt, was ich meinen eigenen Augen nicht ohne weiteres glauben wollte. Doch es ist müßig, von dem zu sprechen, was unter anderen Umständen hätte geschehen können! Nur das, was jetzt geschehen wird, sollte uns kümmern.“

„Gewiß! Und ich meine, es wird uns nicht viel Kopfzerbrechens machen, darüber ins Reine zu kommen. Natürlich bleibst Du jetzt bei mir.“

„Du mißverstehst mich, Wolfgang! — Nicht mein künftiges Schicksal ist es, das mir Sorge macht, und eine andere Art von brüderlichem Beistand hatte ich von Dir erwartet. Muß ich fürchten, daß Du ihn mir verweigertest?“

„Welch ein Zweifel, Marie! — Doch was verlangst Du, daß ich thue? Soll ich hingehen, von dem Vetter Engelbert zu fordern, daß er seine Verlobung mit der Gräfin Hainried aufhebe, um Dir sein Versprechen zu halten und Dich zum Altar zu führen?“

„Niemals! Wenn er mich jetzt auf den Knien ansetzte, seine Gattin zu werden, so würde ich keine andere Antwort für ihn haben als einen Ausdruck des Widerwillens und der tiefsten Verachtung.“

„Genau so habe ich es erwartet! — Aber da Du keinen Anspruch mehr erhebst auf seine Liebe und auf seine Hand, welche andere Gemüthung ließe sich dann noch von ihm verlangen?“

Ein Ausdruck naiven Erstaunens trat auf ihr Gesicht.

„Und das kannst Du fragen? — Du, der deutsche Edelmann und ehemalige Offizier, kannst mich, ein Mädchen, danach fragen?“

„Soll ich ihn etwa auf Degen oder Pistolen fordern in dem abgeschmackten Wahne, daß eine Nichtswürdigkeit durch eine Nartheit wieder gut gemacht werden könnte? Nein, mein liebes Schwesterchen, gegen eine flotte Schlägermensur mit Binden und Bandagen habe ich zwar im Grunde wenig einzuwenden; ein Zweikampf mit tödlichen Waffen aber und zwischen Männern, die über die Studentenjahre hinaus sind, ist ein verbrecherischer Unsinne, der für vernünftige Leute unseres Schlages gar nicht erst in Frage kommen sollte. Würdest Du Dich denn getrübet fühlen oder Deine Ehre für wiederhergestellt erachten, wenn Du mich morgen mit durchschossener Stirn vor Dir liegen sähest?“

Obwohl er die letzten Worte in einem fast scherzenden Ton gesprochen hatte, wirkte das Bild, das sie vor Mariens Phantasie heraufbeschworen, doch so furchtbar und erschreckend auf sie ein, daß sie ihm in tiefer Beschämung beide Hände entgegenstreckte.

„Vergieb mir, Wolfgang! Die Vorstellung, daß Du Engelbert fordern würdest, war mir bis zu diesem Augenblick so selbstverständlich erschienen, daß ich mir der Herzlosigkeit dieser Zumuthung wahrhaftig nicht bewußt geworden war. Aber Du hast recht: die Gesetze der Ehre sind zu grausam, als daß man ihnen immer und überall Genüge thun dürfte.“

Sie war aufgestanden, doch Wolfgang nahm ihre Hand und zog sie sanft auf den Sitz zurück.

„Die Gesetze der Ehre? — Verstehen wir uns denn noch immer so wenig, meine liebe Marie? Ist die Welt, in der man Dir so schöne mitspielen konnte, auch heute noch die Welt Deiner Ideale? Hat Dich selbst diese harte Schule nicht zu lehren vermocht, wieviel Herzlosigkeit, Feigheit und schändliche Selbstsucht sich auch hinter all dieser blinkenden Ritterlichkeit und hinter dem stolzen Geräffel mit fleckenlosen, adligen Wappenschildern zu bergen weiß?“

„Könnte es Dir denn Gemüthung bereiten, Wolfgang, wenn es so wäre?“

„Gemüthung — nein! Dazu war der Preis, den Du für diese Erfahrung zu zahlen hattest, denn doch zu hoch! Aber daß Du nur mit Hilfe mancher herben Enttäuschung aus dem unheilvollen Zwiespalt zu erlösen sein würdest, in welchem ich Dich bei meiner Rückkehr traf, das, meine liebe Marie, war mir allerdings von vornherein nicht zweifelhaft.“

„Ich verstehe Dich nicht mehr, Wolfgang! Aus einem Zwiespalt, von dem ich selber nicht das Geringste bemerkte?“

„Würden wir Menschen denn so oft geradeswegs in unser Unglück rennen, wenn wir rechtzeitig bemerken, auf einer wie verderblichen Bahn wir uns befinden? Und glaube mir, mein Liebling: Du warst bedenklich nahe daran, Dich in der absichtlich gewählten Einsamkeit Deines elenden Stübchens bei Deinen schlecht bezahlten Malereien in ein tief unglückliches Dasein hineinzuleben. Nicht durch Deine Schuld — denn Du warst eben erzogen worden für eine Gesellschaft, die da meint, über der großen Menge der Menschen zu stehen, und die sich darum das Recht nimmt, diese Menge zu verachten. Alle Deine Gedanken und Lebensanschauungen wurzelten in dem Boden dieser Erziehung, und wie wohlthätig auch eine angeborene Herzensgüte Deinen aristokratischen Hochmuth dämpfen mochte, er war darum doch in nur zu entschiedener Ausprägung vorhanden. Du schüttelst den Kopf und siehst mich beleidigt an — Du glaubst mir also nicht! Nun wohl, so gib mir ehrliche Antwort auf einige ehrliche Fragen: Warum machtest Du gerade das geringste und unvollkommenste Deiner Talente für den Broterwerb nutzbar, wenn nicht in dem hochmüthigen Irrthum, daß es Dir nicht anstehe, Dich gleich der ersten besten Bürgers-tochter in der abhängigen Stellung einer Erzieherin oder eines Wirthschaftsfräuleins durch die Welt zu schlagen? Warum gabst Du Dir so wenig Mühe, Deine Entrüstung über die von mir getroffene Berufswahl zu verhehlen, und warum lehntest Du es ohne Befinnen ab, meinem Hauswesen vorzuziehen? — Sieh, ich erinnere Dich gewiß nicht an diese Dinge, um Dir einen Vorwurf daraus zu machen, denn Du dachtest und handeltest eben nur, wie Du es von Kindheit auf gelehrt worden warst. Aber Du mußt mir glauben, daß es mich aufrichtig schmerzte, Dich in so gefährlicher Verblendung zu wissen. Wer sich völlig unabhängig von den Menschen fühlt, der mag es ja wagen dürfen, sie ungestraft

zu verachten. Wer aber mitten im großen Strome dahintreibt, allen Stürmen preisgegeben und stündlich darauf angewiesen, nach der Hand eines lieben Nächsten zu haschen, um sich an ihr mit genauer Noth über Wasser zu halten, der hüte sich vor der Hoffahrt als vor der verderblichsten aller Thorheiten. Ob er sich den Haß oder den Spott der anderen zuzieht, in jedem Falle wird er sehr bald unglücklich und einsam sein. Was die Menge an den Großen und Mächtigen ehrfürchtig anstaunt und bewundert, das erscheint ihr bei ihresgleichen nur zu oft verdammenswerth oder verächtlich — und ihresgleichen ist ihr jeder, der mit der gemeinen Noth des Lebens zu ringen hat wie sie. Den Hochmuth des Fräuleins von Brendendorf, das in einer wappengeschmückten Equipage dahinsauft, mag sie vollkommen begreiflich finden — für den Hochmuth des Fräuleins von Brendendorf aber, das sie mühselig um das tägliche Brot arbeiten sieht, würde sie sicherlich nur Hohn und offenkundige Geringschätzung haben.

„Und warum, wenn Du dies alles erkanntest, warum hast Du es mir nicht schon damals gesagt?“

„Weil Dir meine Worte nicht den geringsten Eindruck gemacht haben würden, liebste Marie! — Wenn es ein Mittel gab, Dich vor so verfehltem und verbittertem Dasein zu bewahren, so war es einzig der Versuch, Dir die Welt Deiner Träume und Wahnbilder einmal in nüchternen Lichte der Wirklichkeit zu zeigen, Dich durch eigene Erfahrung zu überzeugen, daß Lauterkeit des Charakters und Größe der Gesinnung mit adliger Abstammung so wenig nothwendig verbunden sind als Ehrellosigkeit und feige Schwäche mit niedriger, ruhmloser Herkunft. Wie die Dinge sich jetzt gestaltet haben, muß ich freilich zugeben, daß es ein gefährlicher Versuch war und daß ich vielleicht besser gethan hätte, ihn nicht zu wagen.“

Verständnislos starrte ihn Marie an; dann aber ergriff sie mit einer heftigen Bewegung seinen Arm.

„Ein Versuch, den Du unternommen hast, Du? — Ja, um Gotteswillen, was soll denn das heißen?“

„So ist Dir niemals eine Ahnung gekommen, wenn Du die freundliche Einladung des Generals zu danken hattest? So hast Du nie etwas Auffälliges in der plötzlich erwachten Theilnahme unserer lieben Verwandten gefunden?“

Wie von einem furchtbaren Schlage getroffen, senkte Marie das Haupt.

„Sage mir alles, Wolfgang!“ bat sie mit matter Stimme.

„Jetzt darfst Du mir nichts mehr verschweigen!“ Und er berichtete ihr in der That getreulich von seinem einzigen Besuche bei dem General und von dem seltsamen Vertrag, welcher damals zwischen ihnen geschlossen worden war.

„Hättest Du Dich in jenen Kreisen dauernd wohl befunden, meine liebe Marie, so würdest Du aus meinem Munde nie erfahren haben, welche Bewandniß es mit der liebevollen Fürsorge Seiner Exzellenz für die Tochter des armen Jugendfreundes hatte. Meine Rechnung wäre dann einfach falsch gewesen, und im Anblick Deines Glückes hätte ich die Erkenntniß meines Irrthums wahrlich leicht verschmerzt. Jetzt aber mußt Du freilich zu allem anderen auch noch diese Enthüllung in Kauf nehmen. Du mußt erst erfahren, weshalb ich mich meines Adels entäußerte und weshalb Engelbert von Brendendorf es wagen durfte, mich vor seinen Freunden zu verleugnen.“

Er war offenbar einer wohlüberlegten Absicht gefolgt, aber es hatte ganz den Anschein, als ob die Wirkung seiner Mittheilungen eine wesentlich andere sei, als er es erwartet hatte. Marie war todtbleich geworden, und als er sich nun aufs neue ihrer Hand bemächtigte, lag dieselbe eiskalt in der seinigen. Wolfgang wartete ruhig auf ihre Erwidernng, obwohl Minuten vergingen, ehe sie, all ihre Kraft sichtlich mühsam zusammenfassend, sagte:

„Du hast es gewiß gut mit mir gemeint, und das Opfer, welches Du mir gebracht hast, ist viel größer, als ich es um Dich verdient habe. Ich danke Dir dafür; aber Du siehst nun wohl selber ein, daß es besser gewesen wäre, den Versuch zu unterlassen. Du hattest eben nicht daran gedacht, eine wie unwürdige Rolle ich in den Augen des Generals und seiner Angehörigen spielen mußte, nachdem ich insolge solcher Abmachung in sein Haus gekommen war. — Du hattest die Demüthigungen nicht vorausgesehen, die mir unter solchen Umständen früher oder später unfehlbar beschieden sein mußten, und — doch genug, es könnte den Anschein gewinnen, als ob ich Dir Vorwürfe machen wollte, und das

ist sicherlich nicht meine Absicht. Noch einmal: ich danke Dir — auch für Deine Offenheit! Und nun: adieu — für heute!“

In lebhaftester Ueberraschung hielt Wolfgang noch immer ihre Hand.

„Du willst fort — jetzt? — Und die Genußthnung, welche ich Dir verschaffen sollte?“

Sie sah ihn fest an, und es war ein eigenthümliches Leuchten in ihren Augen.

„Ich selbst werde sie mir nehmen, Wolfgang — besser und vollständiger, als irgend ein Beschützer es an meiner Stelle könnte.“

„Aber Du wirst mich zuvor in Dein Vertrauen ziehen, nicht wahr? Und von nun an wird mein Haus Deine Heimath sein?“

Ohne Unfreundlichkeit, doch mit einem Ausdruck unerjütterlichen Entschlusses auf dem blassen Gesicht schüttelte Marie den Kopf. „Zürne mir nicht, wenn ich Dir darauf zum zweiten Mal mit Nein antworten muß. Es ist gewiß nicht Hochmuth, der mich heute dazu bestimmt.“

„Aber der Grund? Du mußt doch irgend eine Ursache haben für solche Weigerung?“

Ein schwaches, wehmüthiges Lächeln huchte über ihr Gesicht.

„Vielleicht habe ich keine triftigere als der kleine Vogel, der sich vor dem neuen Käfig fürchtet, nachdem er dem alten entronnen ist. Ich weiß, Du wirst mich nicht mißverstehen! Und Du wirst mir auch künftig gestatten, mich an Dich als an meinen einzigen Freund zu wenden, wenn ich des Schutzes bedürftig bin. Ohne Groll wirst Du mir Deine Hand zum Abschied reichen, auch wenn meine Ablehnung Dich ein wenig gekränkt hat — nicht wahr?“

„Wie sollte ich Dir grollen, mein Liebling! Aber es will mir nicht in den Sinn, daß ich Dich so von mir gehen lassen soll! So sage mir wenigstens, was Du zu beginnen gedenkst!“

„Und wenn ich darüber nun mit mir selber noch nicht ganz im Reinen wäre? Würdest Du nicht begreifen, daß ich dann vor allem Zeit gewinnen muß, darüber nachzudenken?“

„Ich fürchte, meine liebe Marie, Du bist in diesem Augenblick nicht ganz aufrichtig gegen mich. Aber ich will nicht in Dich dringen, mir ein Vertrauen zu schenken, das Dir nicht von Herzen käme. Daß Du nichts Verwerfliches unternehmen wirst, dessen bin ich ja — Gott sei Dank! — gewiß.“

„Vielen wird es vielleicht in der That verwerflich erscheinen, Wolfgang — und auch Du wirst es möglicherweise nicht billigen. Aber Du hast mir vorhin das Recht der Selbstbestimmung zugestanden, und es kann Dich nicht kränken, wenn ich nach meinen letzten Erfahrungen nicht zum zweiten Mal einen anderen über mein Schicksal verfügen lassen möchte.“

Die Zurückhaltung, welche seit seinem Bekenntniß trotz all ihrer Freundlichkeit in Mariens Benehmen lag, that Wolfgang sichtlich weh; aber auch er ließ nichts von Gereiztheit in seinen Worten durchklingen, als er der Schwester die Hand zum Abschied reichte.

„Man muß nicht von der Minute erzwingen wollen, was nur die Stunde gewähren kann,“ sagte er zwischen Ernst und Scherz. „Die Hauptsache ist doch, daß wir einander jetzt ganz verstehen und uns, wie ich denke, nicht so leicht wieder verlieren werden. Nur eines noch: wo habe ich Dich künftig zu suchen? Denn daß Du in das Haus des Generals nicht mehr zurückkehrst, ist doch wohl selbstverständlich!“

„Ich hoffe, für die nächsten Tage ein Unterkommen bei Fräulein Engelhardt zu finden, und ich gebe Dir natürlich Nachricht, sobald ich meine Wohnung verändern sollte.“

„Dann bin ich beruhigt! — Viel Glück denn auf Deinen Weg, mein liebes Schwesterchen!“

Er geleitete sie bis an die Ausgangsthür der Wohnung und kehrte dann in sein Arbeitszimmer zurück, um vom Fenster aus der Davoneilenden mit den Blicken zu folgen, so lange er ihre schlankte Gestalt im Menschengewühl der volkreichen Straße zu unterscheiden vermochte.

„Was sie nur vorhaben mag!“ sagte er mit einem Kopfschütteln vor sich hin. „Mit der Malerei wird sie es ja schließlich noch einmal versuchen. Doch gleichviel, was sie auch immer beginnen mag, sie wird dem Namen Brendendorf in meinem Sinne gewiß keine Schande bereiten!“

(Fortsetzung folgt.)

## Blätter und Blüten.

**Emin Pascha.** (Zu dem Bilde S. 449.) Schicksale, wie Emin Pascha sie erlebt hat, gehen auch an dem widerhärtesten Manne nicht spurlos vorüber. Das zeigt die Vergleichung unseres heutigen Bildes von Emin mit demjenigen, welches wir vor zwei Jahren (Jahrg. 1888, S. 621) unseren Lesern vorlegen konnten. Die Züge des Paschas sind ernster geworden, und deutliche Furchen auf Stirn und Schläfen verrathen die ausgestandenen körperlichen und seelischen Leiden. Aber dieses Antlitz zeugt nach wie vor für die unerschütterliche Thatkraft und den hohen Forschergeist des Mannes, der an der Spitze einer deutschen Unternehmung jetzt aufs neue dem Innern des schwarzen Erdtheils zugezogen ist, aus dem er kaum unter so eigenthümlichen Umständen „gerettet“ worden war.

Ueber die ganze civilisirte Welt schreitet jetzt Stanlens Buch „Aus dem dunkelsten Afrika“, von dem wir unseren Lesern in der letzten und in dieser Nummer Kunde geben; ein Buch, das mancherlei Lobspüche auf den Pascha von Acuatorta enthält, aber auch schwere Angriffe auf ihn, der sich nicht so ohne weiteres nach dem Herzen Stanlens und seiner englischen Auftraggeber retten lassen wollte. Man mußte schon lange, daß solche Dinge in dem Buche stehen würden, und am besten wußte es gewiß derjenige, dem Lob wie Tadel gilt. Aber Emin Pascha hat es bis jetzt vorgezogen, zu schweigen; noch ist ihm die That wichtiger als das Wort, und während sein amerikanischer Rivale sein umfangreiches Werk schrieb, traf er, der kaum von seinem schweren Unfall Genesene, bereits die Vorbereitungen zu einem neuen Zuge in das Innere — wohin, das hält sich vorderhand noch in undurchdringliches Dunkel.

An Gelegenheit zur Niederlegung seiner Verteidigung hätte es Emin Pascha nicht gefehlt. Die „Gartenlaube“ hatte sich sofort an ihn gewandt und ihm ihre Spalten zu einer Schilderung seiner Erlebnisse und Erfahrungen zur Verfügung gestellt. Leider aber hat ihn erst keine Krankheit, dann sein rascher Wiederaufbruch daran verhindert, für jetzt von dem Anerbieten der „Gartenlaube“ Gebrauch zu machen. Er schrieb uns aus Bagamojo, 1. April 1890:

„Im Begriffe, eine neue Expedition ins Innere Afrikas zu leiten, wird es mir kaum möglich sein, mich schriftstellerischen Arbeiten zu unterziehen oder auch nur die durch ziemlich langen Aufenthalt in Afrika gewonnenen Resultate zu verarbeiten. Ich muß deshalb zu meinem Leidwesen das mich als alten Leser der „Gartenlaube“ sehr erquickende Anerbieten einer Veröffentlichung meiner Erfahrungen ablehnen. Wollen Sie mir jedoch gestatten, Ihnen hin und wieder einen Reisebrief aus dem Innern zu senden, so will ich das gern thun, ohne mich jedoch an bestimmte Termine zu binden.

Genehmigen Sie u. s. w.  
Dr. Emin Pascha.“

Demnach dürfen wir also, wenn auch nicht in unmittelbarer Zukunft, so doch in einiger Zeit interessanten Mittheilungen des berühmten Afrikaforschers in den Spalten der „Gartenlaube“ entgegensehen.

**Ein unterseeisches Torpedoboot.** Seit der menschliche Erfindungsgeist den Torpedo in den Seekrieg eingeführt hat, ist er auch nicht müde geworden, an der Lösung einer zweiten Aufgabe zu arbeiten, die dem Torpedo erst seine volle Wirksamkeit sichern würde, an dem Bau eines unterseeischen Bootes, das imstande wäre, sich unsichtbar und unerschütterlich mit seiner furchtbaren Sprengladung an das feindliche Schiff heranzumachen. Schon der erste Erfinder einer torpedobahnähnlichen Vorrichtung, der Amerikaner David Bushnell, baute 1776 ein steuerbares Unterseeboot, um mit dessen Hilfe seine pulvergefüllten und durch ein abtaufendes Uhrwerk entzündbaren Minengefäße an die hölzernen Schiffsrümpfe des Feindes anzuknüpfen. Aber seine Erfindung blieb ohne Erfolg, und auch alle späteren ähnlichen Versuche scheiterten hauptsächlich daran, daß die unterseeischen Boote bei ihrem verberlichen Thun selbst zu großer Gefahr ausgelegt waren, als daß Vortheil und Nachtheil im richtigen Verhältniß gestanden hätten. Noch im Jahre 1864 gelang es

einem solchen unterseeischen Boote, ein Kriegsschiff zu vernichten, aber das Boot ging selbst mit zu Grunde. So sind in den Marinen der heutigen Großstaaten nur oberseeische Torpedoboote in Verwendung, denen man eben durch ihre Form, ihre Schnelligkeit, ihren Anstrich u. möglichst viele von den Vortheilen des Unterseebootes zu verleihen sucht.

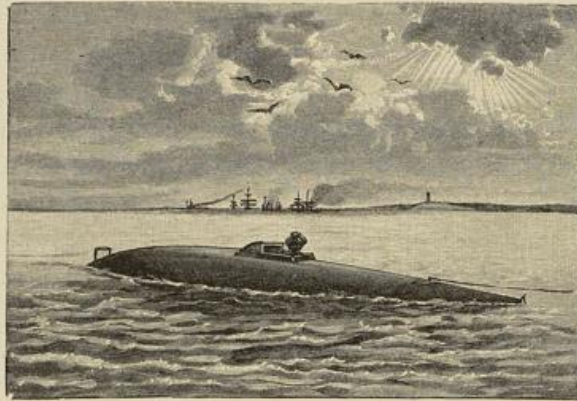
Zu letzter Zeit ist nun aber ein spanischer Marineoffizier mit einem neuen Veruche der Lösung hervorgetreten. Er hat ein Boot von der Gestalt einer Cigarre gebaut, das 24 Meter in der Länge und fast 3 Meter in der Breite mißt, und das durch 2 Schrauben vorwärtsbewegt wird. Zum Betrieb der Schrauben dient eine elektrische Batterie, die zugleich auch die Explosion des Sprengstoffes bewirkt. Drei Personen genügen zur Bedienung des Bootes, doch kann es im Nothfalle deren fünf aufnehmen. In der Mitte der Oberfläche befindet sich die Oberlichtluke, darunter die Kammer des Kommandanten, der imstande ist, von seinem Platze aus das Steuer und alle anderen Vorrichtungen zu regieren. Schließt man nun die Luke, so schiebt sich ein Gelschloßhalter mit Bündelstipe aus dem Bootskörper heraus, und mit dieser Spitze berührt das untergetauchte Boot den feindlichen Schiffskörper — die Explosion erfolgt.

Geheimniß des Erfinders und der spanischen Marineverwaltung ist die Zusammensetzung des Sprengstoffes, der stark genug sein muß, den feindlichen Panzer zu sprengen, und doch dem eigenen Boote nichts zu leide thun darf, und der Mechanismus, welcher letzteres zum Sinken bringt und seine Unterwasserfliefe regelt.

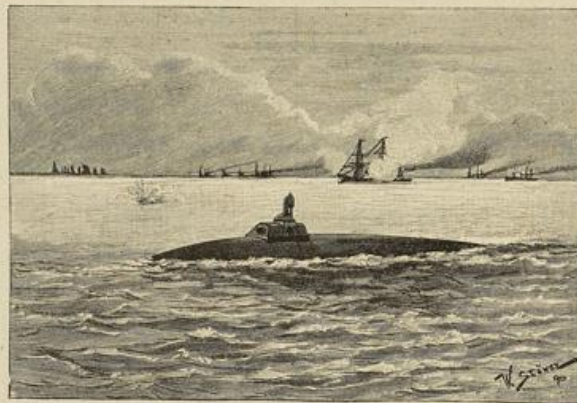
Vielleicht, daß es jetzt gelungen ist, alle Schwierigkeiten zu überwinden, wenigstens sollen die bisher gemachten Veruche die günstigsten Ergebnisse geliefert haben. Denn auch aus Frankreich wird berichtet, daß im Hafen von Cherbourg kürzlich Proben mit einem unterseeischen Boote stattgefunden hätten, die nicht minder Beweise einer erthaunlichen Leistungsfähigkeit erbracht haben sollen. Daß die deutsche Marineverwaltung ein scharfes Auge auf diese Fortschritte der Technik hat, wissen wir aus kurzen Zeitungsnotizen über die in den einzelnen Häfen vorgenommenen Manövern und Veruche, wenn auch über die Einzelheiten derselben weniger in die Oeffentlichkeit dringt.

**Das Oberammergauer Passionspiel.** Unter Antheil über das Oberammergauer Passionspiel in Nr. 24 bedarf nach Änderungen, die inzwischen eingetreten sind, in einem Punkte der Berichtigung. Es ist nicht mehr zutreffend, daß man „am frühesten Morgen von München aus fahrend, das ganze Spiel ansehen und abends wiederum in München sein kann“. Denn die Generaldirektion der kgl. bayer. Staatsbahnen hat den eigens wegen der Passionsspiele eingelegten Frühzug von München aus wieder eingeben lassen infolge von eigenthümlichen Maßregeln der Oberammergauer Gemeinde, welche nur denjenigen, der am Vorabend des Spiels in Oberammergau eingetroffen ist, den sicheren Bezug eines Billets zu der Vorstellung — auch eines vorausbestellten — ermöglicht. Denn entweder erhält man sein Billet durch die Vermittelung des Quartierwirths, was die Benützung eines Quartiers, also ein Uebernachten voraussetzt; oder man hat sich ein Billet vorausbestellt; dann muß man es sich in den Kassenstunden des Vorabends abholen, weil am Spiehtag selbst von morgens 6 Uhr ab auch diejenigen bestellten Billette mitverkauft werden, die bis dahin noch nicht erhoben sind. Da nun aber wohl wenige die Reise nach Oberammergau auf gut Glück unternehmen werden, ob sie wohl auch einen Platz bei den Spielen erhalten, die meisten vielmehr unter allen Umständen sicher gehen möchten, so ergibt sich, daß der Frühverkauf von Billetten am Spieitage für die Fremden thatsächlich bedeutungslos ist.

Nur mit großem Bedauern geben wir unseren Lesern von diesen Anordnungen Kunde. Denn sie werfen auf den Geist, der die Oberammergauer und ihr Passionspiel beherrscht, ein betäubendes Licht. In der Seele thut es weh, zu sehen, wie ein häßlicher Spekulationstrieb auch über jene entlegenen Dörfler gekommen ist und den schönen Quell ihrer wunderbaren Kunstleistung getrübt hat.



Spanisches Torpedoboot auf der Meere vor Anker.  
Zeichnung von Willy Schwert.



Spanisches Torpedoboot, vor dem feindlichen Geschwader untertauchend.  
Zeichnung von Willy Schwert.

Inhalt: Ein Mann. Roman von Hermann Heiberg. S. 449. — Emin Pascha. Bildniß. S. 449. — Lustige Leute. Bild. S. 452 und 453. — Stanley im dunkelsten Afrika (Schluß). S. 456. Mit Abbildungen S. 456, 457 und 460. — Ein Fräulein. Bild. S. 461. — Schlußstück und Ferien. Skizze aus dem Familienleben von Hans Krenth. S. 462. — Rabonna im Rosenhag. Roman von Reinhold Erismann (Fortsetzung). S. 465. — Blätter und Blüten: Emin Pascha. S. 468. (Zu dem Bilde S. 449.) — Ein unterseeisches Torpedoboot. Mit Abbildungen. S. 468. — Das Oberammergauer Passionspiel. S. 468.